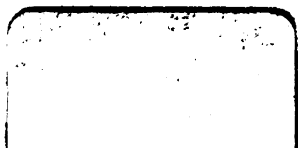
Karl von FRANÇOIS
Ein Soldatenleben


STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES



Karl von François.

Ein Soldatenleben.

Nach hinterlassenen Memoiren

von

Clotilde von Schwartzkoppen.

Zweite vermehrte Auflage.

Motto:

Sein Wesen trug ureignes Gepräg,
Durch wilde Schluchten bahnt es sich den Weg,
Hinbrausend zwischen widrigen Geschicken,
Ein rascher Bergstrom war's — doch ohne Tücken.

Berlin 1889.
Verlag von R. Eisenschmidt.
Im Geschäftshause des Offizier-Vereins.

Unter kurbrandenburgischer Flagge.

Deutsche Kolonial-Erfahrungen vor 200 Jahren.

Nach dem Tagebuche

des Chirurgen Johann Peter Oettinger

unter Mitwirkung des **Kaiserlichen Vice-Admirals z. D. von Henk**

herausgegeben von

Hauptmann a. D. **Oettinger.**

Broschirt 1 Mark 50 Pf.

Der Verfasser dieses Tagebuches, das in der gegenwärtigen Zeit von aktuellstem Interesse ist — ein direkter Vorfahr des Herausgebers — schildert in demselben als Augenzeuge die in den Jahren 1692/93 unter Kurfürst Friedrich III., dem späteren König Friedrich I., unternommene brandenburgische Expedition nach Westafrika und Westindien. Diese Aufzeichnungen, welche die entsprechende Frische des Selbsterlebten, des unmittelbaren Eindrucks an sich tragen, führen uns die mannigfaltigen Ereignisse einer Seereise vor 200 Jahren vor Augen, sowie Land und Leute in den überseeischen Besitzungen Brandenburgs.

1870/71. Kriegstagebuch eines Truppen-Offiziers

von

Herrmann Vogt,

Oberstlieutenant a. D.

Geschmackvoll gebunden 6 Mark 60 Pf.

Der Herr Verfasser ist weiten Kreisen der deutschen und ausländischen Leserwelt bereits durch zahlreiche schriftstellerische Arbeiten, vor allem durch sein „Buch vom deutschen Heere", vortheilhaft bekannt. In dem vorliegenden Bande giebt er eine ungeschminkte Erzählung seiner persönlichen Erlebnisse auf französischem Boden während des letzten großen Krieges, in welchem der damalige Rittmeister Vogt eine Eskadron des 2. schlesischen Husaren-Regiments Nr. 6 führte.

Das Werk ist durch R. Knötel mit einem künstlerisch ausgeführten Titelblatt und mehreren Kabinetsstücken von Zeichnungen als Kapitelschlüssen versehen.

Aus dem alten Hannover.

Erinnerungen und Erfahrungen

von

Herrmann Vogt,

Oberstlieutenant a. D.

Geschmackvoll gebunden 6 Mark 60 Pf.

Der fleißige und fruchtbare Autor greift in dem vorliegenden Bande auf einen früheren Abschnitt seines vielbewegten Lebens zurück, und erzählt in der ihm eigenen schlichten und dabei anregenden Weise aus den letzten Jahrzehnten des Königreichs Hannover, von seiner Jugend, dem Treiben im Kadettenhause, von den Erlebnissen, wie das Leben in der kleinen Garnison sie mit sich bringt, von der Geselligkeit in der Residenz Hannover, und manchen Verhältnissen innerhalb der früheren hannoverschen Armee. Seine dienstliche Stellung hat den Oberstlieutenant Vogt in Beziehung zu zahlreichen bedeutenden Persönlichkeiten gebracht; so weiß er die Bundesexekution 1864 in Holstein aus eigener Anschauung zu schildern und ist auch mit offenem Auge den Verhältnissen gefolgt, die zur Katastrophe des Jahres 1866 geführt haben.

Karl von François.

Ein Soldatenleben.

Nach hinterlassenen Memoiren

von

Clotilde von Schwartzkoppen.

Zweite vermehrte Auflage.

Motto:
Sein Wesen trug ureignes Gepräg,
Durch wilde Schluchten bahnt es sich den Weg,
Hinbrausend zwischen widrigen Geschicken,
Ein rascher Bergstrom war's — doch ohne Tücken.

Berlin 1889.
Verlag von R. Eisenschmidt.
Im Geschäftshause des Offizier-Vereins.

LG

Vorwort zur ersten Auflage.

Es war seit lange mein Lieblingsgedanke, im Verein mit meinem Bruder, Bruno von François (zuletzt General und Kommandeur der 27. Infanterie-Brigade), die hinterlassenen Memoiren unseres Vaters, des Generallieutenants Karl von François, durchzusehen und herauszugeben. Zeit und Gelegenheit zu gemeinsamer Arbeit wollten sich nicht finden, und am 6. August 1870 ist mein Bruder bei Erstürmung der Spichern-Berge gefallen. So schmerzlich es nun für mich ist, allein an's Werk zu gehen, wo ich auf eine liebe Gesellschaft und kräftige Unterstützung gehofft hatte, so fühle ich mich doch dazu veranlaßt, nicht nur durch einen Hinweis in dem Testamente des theuren Gefallenen, sondern auch durch die Betrachtung, wie des Letztern Tod gewissermaßen nur die Erfüllung und Vollendung der väterlichen Laufbahn bildet. Mögen die nachfolgenden Blätter eine wohlwollende Aufnahme finden! Sie machen keinen andern Anspruch, als den der schlichten Lebens- und Wahrheitstreue.

C. v. F.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die warme antheilvolle Aufnahme, welche dieses Buch bei seinem ersten Erscheinen sowohl in bürgerlichen wie in militärischen Kreisen gefunden hat, giebt mir den Muth, mit einer zweiten Auflage hervorzutreten. Ist doch inzwischen eine neue Generation herangewachsen, in der Mancher mit gleichem Interesse den muthigen Kampf eines Einzellebens auf den hochgehenden Wogen einer bewegten geschichtlichen Vergangenheit verfolgen wird. Die im Anhange beigefügten aktenmäßigen Berichte sind mir nach Veröffentlichung der ersten Auflage zugänglich geworden. Sie dienen dazu, einer besonders merkwürdigen Periode aus Karl von François' Leben ein Siegel der Bestätigung aufzudrücken. Ich brauche dabei wohl nicht zu wiederholen, daß das Buch auch in allen anderen Theilen nur ungeschminkte Wahrheit enthält.

C. v. F.

Inhalt.

1. Erste Schicksale.

Karl von François war am 27. Mai 1785 auf dem Rittergute seines Vaters, Haus Niemegk, in Sachsen geboren. Er stammt aus einer ursprünglich französischen Familie, deren Name schon im vierzehnten Jahrhundert erwähnt wird, als einem ritterlichen Geschlecht angehörig, welches in Bugey, einer alten französischen Landschaft, östlich von la Bresse, seßhaft war und von seinem Stammschlosse den Beinamen des Alimes führte. Die Nachkommen dieses Geschlechtes haben, wie aus einigen historischen Notizen hervorgeht, in dem kriegerischen Leben und Treiben der Herzöge von Savoyen eine kühne und hervorragende Rolle gespielt und als treue Vasallen deren Glück und Unglück vielfach getheilt. Später findet sich der Name in der Normandie mit dem Beinamen de Villy, de la Motte, de St. Nicolas und du Pommier.

Im Jahre 1685, bei Aufhebung des Edicts von Nantes, hatte ein Zweig der Familie unter Karls Urältervater, Etienne de François, um seines reformirten Glaubens willen Vaterland und Eigenthum verlassen und in Chursachsen ein Asyl gefunden.

Hundert Jahre waren seitdem vergangen. Deutsche Frauen, die sich mit den de François vermählt, hatten deutsche Art und Sitte in den gallischen Stamm gebracht. Aber wie die Natur eines Geschlechts sich oft durch ganze Generationen mäßigt und verändert, um bei einem einzelnen nachgeborenen Individuum wie mit einem Sprunge zu ihrer vollen Ursprünglichkeit zurückzukehren, so sollte auch in Karl, dem Sohne des sächsischen Hauptmanns und Rittergutsbesitzers Karl

August de François, der südlich leidenschaftliche, kampflustige Geist seiner Vorfahren wieder aufleben. Seine Jugend fiel in die Zeit, wo die Napoleonische Kriegsfackel durch ganz Europa zündete und Auflösung und Erniedrigung aller Art der ruhmreichen Wiedergeburt unseres Vaterlandes vorausging. Wir sehen ihn, von einem launischen Schicksal bald hierhin bald dorthin getrieben, mannigfache Stadien des Unglücks und der Verfolgung durchlaufend und dennoch, wo es gilt, stets wieder frisch und entschlossen mit den Waffen in der Hand auf seinem Platze stehend. „Der tollkühne François" ward er von seinen Kameraden genannt. Sein Aeußeres entsprach dieser Vorstellung. Sagt auch der alte Jahn von ihm in einer seiner Schriften, daß ihm nur die Leibesstärke und Länge gefehlt habe, um den kühnsten Recken der Vorzeit vergleichbar zu sein, so lag doch vielleicht gerade in seinem schlanken, geschmeidigen und dennoch muskulösen Körperbau, der sich nicht über Mittelgröße erhob, die Befähigung zu einem außergewöhnlichen, Gefahr überwindenden Leben. François' Jugendbilder zeigen ihn als einen schönen Mann von schwungvoller, fast verwegener Physiognomie, mit bräunlichem Teint, blitzenden Augen und reichem kohlschwarzem Haar. Aber auch noch als Greis, da die Kämpfe des Vaterlandes und seines eigenen Geschickes weit hinter ihm lagen und er in einer freundlichen Gartenwohnung bei Potsdam seine letzten Lebensjahre verbrachte, überraschte er durch das seltene Feuer seines Blicks, welches zuweilen jäh unter den buschigen Brauen hervorbrach. Mancher Vorübergehende blieb stehen und blickte ihm theilnahmvoll nach, wenn er, auf seinen Stock gestützt, langsamen, etwas vorgebeugten Ganges seinen stillen Mittagsspaziergang durch die breite Hauptallee von Sanssouci machte. Es lag etwas gar so Gedankenvolles, tief Abgeschlossenes und einer andern Zeit Angehöriges in dieser einsamen, regelmäßig wiederkehrenden Erscheinung. Denn einsam und regelmäßig, wie das Leben der meisten Menschen im Alter, hatte sich auch François' Leben endlich gestaltet. Ist es doch, als ob auch der lebendigste Geist allgemach seine Schwingen zusammenfalte,

um bequemer in's Grab schlüpfen zu können. Als François starb, ward er von seiner Familie aufrichtig betrauert und der Segen manch' eines Bedürftigen, den er in prunkloser Weise unterstützt hatte, folgte ihm nach. Aber nur wenige seiner Mitbürger wußten darum — denn er hatte es nie geliebt, viel von sich und seinen Erlebnissen zu reden — welch' einen vielbewegten, seiner Zeit mannigfach genannten Wanderer man durch ihre Straßen zu seiner letzten Ruhestätte führte. Jetzt wächst der Epheu handgroß auf seinem Grabe.

Karl war der siebente Sohn, das neunte Kind seiner zwar nicht eben reichen, aber in guten Glücksumständen lebenden Eltern. Der Vater war Hauptmann, wie schon erwähnt, und als solcher nach damaliger Sitte Eigenthümer der gesammten Bekleidung und Ausrüstung seiner Kompagnie, wodurch die Stelle eine sehr einträgliche und fast dem Besitze eines Rittergutes gleichgeachtet ward. Daneben aber besaß derselbe ein wirkliches Rittergut von nicht unbedeutendem Werthe, Haus Niemegk, ein altes Brück'sches Familiengut, welches ihm durch seine Gattin, eine geborene von Brück, zugebracht worden war.*)

Indessen auch unter minder günstigen Verhältnissen würde zu jener Zeit eine zahlreiche Familie, die Sorge für eine große Kinderschaar noch nicht für einen so bedenklichen Umstand wie heutzutage gegolten haben. Die Welt war freier, das Leben einfacher, ein guter adeliger Name für alle Fälle ein nicht zu verachtendes Gut, welches den Söhnen Anwartschaft auf militärische Anstellungen, den Töchtern auf Stifte und standesmäßige Partien gab. Viel brauchten sie dazu nicht zu lernen. Ein oft sehr bescheidenes Licht von einem Hofmeister genügte, um einem ganzen Nest solcher jungen Edelfalken die nothwendige Schulwissenschaft beizubringen. Die speziellen

*) Der Name von Brück ist bekannt aus den sogenannten „Grumbach-schen Händeln" im 16. Jahrhundert. Karl's Mutter war eine Nachkommin jenes bekannten Kanzlers von Brück, welcher als Genosse der aufständischen Ritterschaft im Jahre 1567 bei der Belagerung von Gotha gefangen und geviertheilt wurde, und seiner Gattin Barbara, Tochter des Lukas Kranach.

Erfordernisse ihres Standes, Reiten, Fechten, ritterliches Betragen, lernten die Söhne vom Vater, oder ein Bruder vom andern, während die Töchter häufig nur ihre Mutter zur Erzieherin hatten und von dieser in der löblichen Kunst unterrichtet wurden, sich das ganze Jahr über im groben Kalmuckrock in Haus, Küche und Milchkeller zu tummeln und dennoch bei seltenen feierlichen Gelegenheiten ihre Staatsrobe mit gutem Anstand zu tragen.

Karl sollte dieser gesunden und natürlichen Lebens- und Erziehungsweise, die auch in seinem elterlichen Hause herrschte, nicht lange theilhaftig werden. Früh verlor er die Mutter, eine schlanke blondhaarige Frau von sanftem und klarem Geiste, deren liebevolle Leitung dem ungestümen Knaben noch vor Allem nöthig gewesen wäre. Sie hatte ihren „Jüngsten" stets mit besonderer Zärtlichkeit umfaßt und vielleicht eben dadurch unbewußt einen Keim von Herzensbedürftigkeit und Empfindlichkeit in ihn gelegt, der ihm, im Verein mit seinen übrigen Temperamentsanlagen oftmals verhängnißvoll werden sollte im Leben.

Da Karl, wie alle seine Brüder, zunächst für den Militärstand bestimmt war, so brachte ihn sein Vater so bald als thunlich, im Januar 1796, also in seinem zwölften Lebensjahre auf die Churfürstlich Sächsische Ritterakademie in Dresden. Diese Anstalt befand sich damals in einem vorzüglichen Zustande und hatte bedeutende Lehrkräfte. Wir nennen darunter nur Pölitz, den Verfasser der bekannten Weltgeschichte, und Lehmann, welcher das militärische Bergzeichnen zuerst nach mathematischen Grundsätzen bearbeitete und dadurch der Begründer einer neuen, nach ihm benannten Zeichenmethode ward. Neben der wissenschaftlichen Ausbildung ward auch ein großer Werth auf körperliche Gewandtheit und kavaliermäßigen Anstand gelegt. Die Tanzschule der sächsischen Kadetten war berühmt. François und ein junger von Logau zeichneten sich darin besonders aus durch die graziöse Leichtigkeit, mit welcher sie die schwierigsten Pas und Touren ausführten. Ersterer ahnte damals freilich nicht, daß ihm diese scheinbar

müßige Kunst noch einmal zum Nothanker in schwerer Bedrängniß werden sollte.

Wie aber auch die Anstalt im Allgemeinen beschaffen sein mochte, für Karl's Charakter war der dort herrschende steife militärische Zwang allein schon genügend, ihn zu beständigem Aufruhr zu treiben. Es war sein Unglück, daß er nur aus Liebe gehorchen wollte und, nach echter unerfahrener Kinderweise, den Maßstab freundlicher Billigkeit in Verhältnissen forderte, welche nur den einer strengen, rücksichtslosen Gerechtigkeit zuließen. So fühlte er sich oftmals verkannt und mit Härte beurtheilt. Wo ein einziges gutes Wort der Mutter hingereicht haben würde, ihn zur Vernunft und Einsicht zu bringen, dienten die strengen Strafen seiner Lehrer und Vorgesetzten nur dazu, seine junge Seele, welche ohnehin unter dem Mangel eines natürlichen Anschlusses litt, mit schmerzlichem Trotz und Unwillen zu erfüllen. Dazu kam, als er älter wurde, die drängende Sehnsucht, seine militärische Laufbahn in aussichtsreicheren Verhältnissen als denen eines Kleinstaates zu versuchen. Auf eine Anstellung in der preußischen Armee, über der er im Geiste noch des großen Friedrich's Fahnen flattern sah, richteten sich vor Allem seine Wünsche. Er lag seinem Vater dringend an, ihn von der Anstalt zu nehmen und in Preußen einleitende Schritte zu thun, um diese Wünsche zu realisiren. Schon war es ihm gelungen, den liebevollen und verständigen Mann seinen Bitten geneigt zu machen, als der plötzliche Tod desselben (am 21. Dezember 1801) dem Knaben das mühsam eroberte Terrain unter den Füßen fortzog. Der nunmehr eintretende Vormund, Hauptmann aus dem Winkel, wollte von der Aenderung des einmal für Karl gefaßten Lebensplanes nichts wissen. Alle Bitten und Vorstellungen prallten wirkungslos von ihm ab. „Jung Blut muß Ordre pariren lernen, und das kann's in Sachsen so gut wie in Preußen. Alles Andere ist bloßer Schnick-Schnack“ war seine stereotype Antwort.

Da keimte der Gedanke an Selbsthülfe zum ersten Male in Karl's jugendlichem Gemüthe. Eigenmächtig verließ er die

Anstalt und flüchtete zu seinem älteren Lieblingsbruder Friedrich, der als Hauptmann in Wurzen garnisonirte. Dieser nahm ihn liebevoll auf, und seinen Bemühungen gelang es, ihm eine förmliche Entlassung aus dem Korps zu erwirken. Aber nicht ebenso schnell war es möglich, ihm auch die ersehnte Anstellung im preußischen Dienst zu verschaffen.

Karl hoffte auf dieselbe von Tag zu Tag; aber da Tag um Tag verging, ohne die Erfüllung seiner Wünsche zu bringen und er die Blicke seines Bruders zum Oefteren sorgenvoll auf sich gerichtet sah, ward es ihm endlich unmöglich, diesen Zustand müßigen Harrens länger zu ertragen. Er schnürte sein Bündel und brach auf, um in der neuen Welt sein Glück zu versuchen. Auf dem Wege nach Hamburg erreichte ihn eine Stafette, die ihn umzukehren bedeutete, da seine Anstellung inzwischen erfolgt sei. Sein Bruder Adolf folgte dieser Stafette fast auf dem Fuße. Jubelnd flog ihm Karl in die Arme, er sah sich am Ziel seiner Wünsche. Aber auf der Heimfahrt eröffnete ihm Adolf, daß die mitgetheilte Nachricht nur ein Vorwand gewesen sei, um ihn zur Rückkehr zu bewegen, und daß die Brüder zunächst auf Besuch zu ihren Wittenberger Verwandten gehen würden. Die jähe Enttäuschung brachte Karl's ohnehin erregtes Gemüth in heftigen Aufruhr. Zurückkehren in den alten abhängigen Müßiggang, dem er eben erst mit gewaltsamem Entschlusse entronnen war — lieber sterben! Er dachte an seine Pistolen, aber sie waren zu tief verpackt, als daß er sich ihrer unbemerkt hätte bemächtigen können. Verzweiflungsvoll brütend saß er im Wagen. Die Thürme von Wittenberg wurden in der Ferne sichtbar. Er hielt es nicht länger aus, sprang aus dem Wagen und versprach, zu Fuße nachzukommen, unter dem Vorwande, sich im Gehen noch etwas zu beruhigen. Kaum aber war ihm der Wagen aus dem Gesicht, als er einen Seitenpfad einschlug, der durch dichtes Gebüsch an die Elbe führte. Hier fiel er auf die Knie und flehte Gott an, ihm den Schritt zu vergeben, der seinem nutzlosen Leben ein Ende machen sollte. Das Geräusch weidender Heerden scheuchte ihn in das Dickicht zurück.

Er näherte sich dem Fluß an einer andern Stelle, sprang in einen angebundenen Fischerkahn und wollte sich, nachdem er die Gnade des Himmels noch einmal angerufen, kopfüber in die Wellen stürzen. Da ließ sich ganz in der Nähe der gleichförmige Schlag eines Ruders vernehmen. Abermals floh er zurück und irrte in den Büschen umher. Aber mit den sinkenden Sonnenstrahlen legte sich der Sturm der Verzweiflung in seinem Herzen. Er kam zur Vernunft und zu besserer Einsicht; die Liebe zum Leben und zu den Seinen erwachte. Da er in seiner Herzensnoth den Weg verloren hatte, mußte er auf einen Baum steigen, um sich zu orientiren. Zwei Stunden hatte er noch zu gehen, bis er Wittenberg erreichte und, abgemattet an Leib und Seele, in einem kleinen vorstädtischen Gasthof einkehrte, wo er die Nacht zu bleiben beschloß. Der folgende Morgen führte ihn zurück in den Kreis seiner Verwandten, die ihn trotz der erneuten Sorge, welche ihnen sein abermaliges Verschwinden bereitet hatte, freundlich und vorwurfslos empfingen.

Bei diesen Verwandten blieb er, bis seine Anstellung im preußischen Militärdienste wirklich erfolgte. Im Jahre 1803 ward er zum Fähndrich in dem zu Erfurt garnisonirenden Inf.-Regiment Graf Wartensleben, 1805 zum Sekondlieutenant in demselben Regimente ernannt. Damit begann für ihn eine glückliche Zeit. Die Schatten seiner freudlosen Kindheit traten zurück, das Bewußtsein seiner neuen unabhängigen Stellung durchdrang ihn mit jugendlichem Hochgefühl. Eine erste glückliche Liebe warf noch ihren besonderen Rosenschimmer über diese Erfurter Jahre. Auf einer Redoute — er zählte damals achtzehn Jahre — hatte er Johanna, die vierzehnjährige Tochter des Raths M., kennen gelernt. Nach seiner Schilderung muß sie ein überaus reizendes Geschöpf, eine frühzeitig entwickelte Schönheit gewesen sein. Die Herzen der jungen Leute flammten in glühender Leidenschaft für einander auf. Sie schwuren sich ewige Treue und genossen mit dem vollen Enthusiasmus ihrer jungen Jahre die Freuden eines verborgenen Brautstandes, der nicht ohne romantische

Stimmungen und Situationen war. Freilich auch nicht ohne eine romantische Beigabe jener eifersüchtigen Fehden, die in der Herzensgeschichte heißblütiger Menschen von jeher eine Rolle spielten. Unter François' Kameraden befand sich noch ein zweiter leidenschaftlicher Verehrer Johanna's, Baron E., der in seiner Art ein ebensolcher Heißsporn war, wie François selbst. Er wollte seinem glücklichen Nebenbuhler das Feld nicht lassen. Je gleichgültiger das junge Mädchen sich gegen ihn zeigte, je trotziger warb er um sie, je beharrlicher heftete er sich an ihre Schritte. Er und François lebten daher in beständiger eifersüchtiger Spannung, die bei der geringsten Veranlassung in offene Fehde ausartete. Schon zweimal war es zwischen ihnen zu blutigen Duellen gekommen, deren eigentlichen Grund der General und das Offizierkorps sich nicht zu erklären vermochten. Man drohte, sie bei einem abermaligen Konflikte dem Könige zu melden.

E. war es, der den Frieden zuerst wieder brach. Durch irgend einen uns unbekannt gebliebenen Umstand erbittert, warf er in einer größeren Gesellschaft eine beleidigende Aeußerung über Johannen hin. Karl griff sie auf und nannte ihn einen nichtswürdigen Verleumder. Hierauf erhielt er folgende Herausforderung:

„Da die stattgehabte Beleidigung zu groß ist, um mit einer leichten Wunde abgemacht zu werden, so fordere ich Sie auf, sich mit mir auf den Würfel zu schießen. D. h., wer das Meiste wirft, schießt den Andern nieder. Sie haben sich daher zur Reise nach einer andern, oder in die weite Welt anzuschicken.

Baron von E.“

François' Antwort lautete:

„Da ich weder Lust habe, mich gleich einem Verbrecher todt schießen zu lassen, noch das gefühllose Herz besitze, bei einem höheren Glückswurf einen Menschen zu morden, so nehme ich ein solches Duell nicht an. Wohl aber stehe ich zu Diensten auf ein gesetzmäßiges Duell mit Pistolen.

von F.“

Das Offizierkorps trat ins Mittel, und es wurde beschlossen, den Streit mit dem Degen abzumachen. Die damals herrschenden Duellgebräuche müssen von den unsrigen sehr verschieden gewesen sein. So lesen wir, daß sich am andern Tage nach der Parade das gesammte Offizierkorps in der Reitbahn versammelte, um dem Kampfe beizuwohnen. François war ein guter Fechter. Da er es aber, seine Kraft überschätzend und sich des Sieges im Voraus sicher glaubend, an der nöthigen Vorsicht fehlen ließ, erhielt er gleich zu Anfang des Duells eine tiefe Handwunde und fast im nämlichen Augenblick, noch ehe er seinen Arm wieder zu heben vermochte, zwei schwere Hiebe in den Kopf. Er fühlte seine Nase durchschnitten und der Gedanke, verstümmelt zu sein, versetzte ihn in eine an Raserei grenzende Wuth. Mit fast übernatürlichen Kräften — wenn man seine verwundete Hand bedenkt — drang er auf seinen Gegner ein, jagte ihn die ganze Reitbahn hinunter, ohne daß die Sekundanten Einhalt zu thun wagten, und nicht eher war des Kampfes ein Ende, als bis beide Gegner von Wunden und Blutverlust erschöpft ohnmächtig zu Boden sanken.

Dieses Duell soll mit zu den schrecklichsten gehört haben, welche je mit Degen ausgefochten wurden. Zwei volle Monate lag Karl auf dem Krankenbette mit geringer Hoffnung auf Wiederherstellung. Er kritzelte ein Paar Zeilen an Johannen, um ihr das Versprechen der Treue zurückzugeben, da er seine Gesundheit und mit dieser seine Zukunft zerstört glaubte. Sie antwortete, daß keine Noth der Erde ihm jemals ihre Liebe rauben könne. Die Kraft der Jugend und die Geschicklichkeit seines Arztes (Dr. Schilling) halfen ihm endlich wieder auf. Auch Baron E. war inzwischen genesen; es ward eine aufrichtige Versöhnung gefeiert, der alte Groll schien auf dem Kampfplatz geblieben zu sein.

Zweimal — schreibt Karl — hatte ich mich mit meinem Gegner geschlagen und war immer im Vortheil gewesen. Das dritte Mal, da auch mein Blut floß, machte uns für immer zu Freunden."

Aber diese persönlichen Konflikte und kleinen Garnisonsfehden, deren Zeit und Ort wohl noch mehrere aufzuweisen hatten, sollten bald vor ernsteren allgemeinen Schicksalen in den Hintergrund treten. Der unglückliche Krieg von 1806 brach aus, und mit ihm hob sich der Vorhang jenes großen weltgeschichtlichen Drama's, welches bestimmt war, Europa fast ein Jahrzehnt hindurch in unausgesetzter Spannung und Bewegung zu erhalten. Friede und Sicherheit waren nun plötzlich dahin, feindliche Kriegsschaaren überzogen unsere heimatlichen Fluren; wie ein jäher Sturmwind brauste es durch das Land, alte Traditionen vernichtend, Festungen umblasend wie Kartenhäuser, manchen gesunden kräftigen Zweig mit dem morschen Holze unbarmherzig knickend.

Am 14. Oktober wohnte das Regiment Graf Wartensleben der unglücklichen Schlacht von Auerstädt bei und verlor an diesem Tage an Todten und Verwundeten allein 28 Offiziere. François stand beim 3. Bataillon, welches zur Besatzung der Festung zurückgeblieben war. Am Tage nach der Schlacht ward Erfurt vom Feinde eingeschlossen und am 19. Oktober durch Kapitulation übergeben. Dieser Schlag war ebenso fürchterlich als unerwartet. Er erfüllte die Herzen namentlich der jüngeren Offiziere mit äußerster Bitterkeit und Entrüstung.

Sämmtliche Offiziere der Garnison wurden auf ihr Ehrenwort als Kriegsgefangene in ihre Heimat entlassen. Es waren ihrer über hundert, die mit getrübter Lebenshoffnung und kummergebeugter Seele Erfurt zusammen verließen. Vor Magdeburg angekommen ward ihr großer Trupp für eine feindliche Masse angesehen und mit Kartätschen begrüßt, glücklicherweise aber niemand verwundet. Nachdem sie sich zu erkennen gegeben, wurden sie eingelassen und verweilten einige Tage in der Stadt, um sich mit dem Nöthigsten zu versehen. Dann sagten sie einander lebewohl, und jeder wandte sich einem selbstgewählten Aufenthaltsorte zu. François schreibt, daß neben dem vernichtenden Gefühl der erlittenen soldatischen Demüthigung selbst der Schmerz um die Trennung

von der Geliebten kaum Raum in ihm gehabt habe. Er hat aber ihr Bild lange und unter den wechselndsten Schicksalen in seinem Herzen getragen und sie später auch noch einmal in Erfurt wiedergesehn. Das jäh zerrissene Band sollte sich indessen nicht wieder knüpfen, der Einfluß der Zeit und eine verschiedenartige Entwickelung der Charaktere mochten wohl die Schuld daran tragen.

François ging zu seinem Bruder August, welcher als Rittergutsbesitzer auf Eckardswalde in der Lausitz lebte, um dort den Verlauf der Dinge abzuwarten und dann weitere Entschlüsse für sein Leben zu fassen. Aber von einem wirklichen freien Entschluß sollte unter den obwaltenden Verhältnissen, wo so viele Existenzen plötzlich in Frage gestellt waren, so bald keine Rede sein. Jeder suchte das Tau zu ergreifen, welches der Zufall ihm entgegenwarf, um sich so lange über Wasser zu halten, bis das Vaterland auf's Neue seine Dienste fordern würde. Der Weg, den François durch die Sorge um eine erträgliche Lebensstellung einzuschlagen genöthigt war, sollte zu ungeahnt schweren Konflikten führen. Wir lassen ihn selbst seine fernere Geschichte erzählen. Er hat sie zwar erst in späteren Jahren niedergeschrieben, aber nach genauen Tagebuchnotizen, die sich noch in halb zerlederten alten Brieftaschen vorfinden.

~~~~~~~~~~
~~~~~~~~~~

2. In Württemberg.

Ein Jahr hatte ich bei meinen Verwandten verlebt; ein dumpfes, müßiges, trostloses Jahr, unter dem zwiefachen Druck, der auf ganz Deutschland lastete und auf meinem eigenen, armen Haupte, dessen Traum von einer glücklichen und gesicherten Lebensstellung so schnell wieder zerronnen war. Der unglückliche Friede von Tilsit (den 9. Juli 1807), durch welchen das halbe Land verloren ging, und in dessen natürlicher Folge auch die Armee auf die Hälfte reduzirt ward, hatte mir, als Ausländer, die letzte Hoffnung auf Wiederanstellung genommen. Ich erbat und erhielt meinen Abschied. Mein geringes väterliches Erbe hatte ich bei der Katastrophe fast gänzlich zusetzen müssen, und ich bestimmte den Rest zu meiner Equipirung bei einer neuen Anstellung. Diese fand sich bald. Ich ward in württembergische Dienste aufgenommen und zwar als Oberlieutenant bei der Jägergarde zu Pferd.*) Ohne Zeitverlust brach ich auf, aber nicht ohne trübe Vorgefühle. Wie ein Heimatloser und Versprengter kam ich mir vor, als ich meine einsame Straße über Schmalkalden, Meiningen, Schweinfurt, Würzburg dahinzog. Nach achttägigem Ritt erreichte ich Ludwigsburg, die Residenz meines neuen Souverains, König Friedrichs I., wo ich, ebenfalls in der Absicht, württembergische Dienste zu nehmen, mehrere ehemalige preußische Kameraden vorfand; unter ihnen meinen Freund, den Lieutenant von Könneritz.

*) Der offizielle Name des Truppentheils war „Königlich Württembergisches Jäger-Regiment König zu Pferde“.

Nachdem ich mich equipirt und dem Könige vorgestellt hatte, ging ich nach meiner Garnison Eßlingen ab. Dort nahm ich Quartier bei einem Kaufmann Schumann, einem biedern, freundlichen Mann, der mich auf die gastlichste Weise in seinen liebenswürdigen Familienkreis zog. Spiel, Musik und heiteres Geplauder füllte manchen Abend aus, und sowohl die beiden erwachsenen hübschen Töchter des Hauses, als deren noch hübschere Kousine, Doris Wiedersheim, die häufig bei ihnen verkehrte, ließen es sich angelegen sein, mich mein Alleinstehen im fremden Lande vergessen zu machen. Doch gelang es ihnen nur vorübergehend, meinen Trübsinn zu verscheuchen. Die Stimmung meiner Kameraden, die mich als Einschub betrachteten und den preußischen Offizieren von vornherein abgeneigt waren, mußte schmerzlich und zurückstoßend auf mich wirken. Ich versah pünktlich meinen Dienst, lebte aber sonst sehr eingezogen und fast ausschließlich im Verkehr mit meiner Wirthsfamilie. Mit ihr durchstreifte ich an schönen Tagen die reizende Neckargegend. Doris war fast immer mit uns, und sie schien sich mir freundlich zuzuneigen. Aber schön und liebenswürdig wie sie war, konnte es nicht fehlen, daß sie außer mir noch andere Bewunderer hatte, von deren eifersüchtiger Beobachtung ich mir jedoch nichts träumen ließ. Eines Abends, als ich mit meinen Freunden durch die lieblichen Weinberge wanderte und im traulichen Zwiegespräch mit Doris etwas zurückgeblieben war, erscholl hinter mir der Ruf: „Glücksritter". Wie ich aufblickte, ging der Oberlieutenant v. B. mit einem höhnischen Lachen an uns vorüber.

Doris zuckte zusammen.

„Es ist abscheulich, wie er mich überall verfolgt!" sagte sie erregt.

„Seien sie unbesorgt!" entgegnete ich. „Ich werde sein unschickliches Benehmen zu berichtigen wissen."

Am andern Mittag speiste ich wie gewöhnlich mit den Offizieren. Noch hatte ich nicht Gelegenheit gehabt, B. über sein gestriges Benehmen zur Rede zu stellen. Das gewöhnliche Tischgespräch ging auf politische Gegenstände über, man

tadelte den edelsten Fürsten, meinen ehemaligen Souverain Friedrich Wilhelm III. und machte sich lustig über seine geschlagene Armee. Mit Wärme sprach ich dagegen, bis der Lieutenant v. B. spöttisch die Bemerkung über den Tisch warf:

„Es ist gestern wieder ein ganzes Rudel geschlagener Helden nach Stuttgart gekommen, um in württembergischen Diensten sein Glück zu versuchen.“

Da war es denn unmöglich, die Mäßigung länger zu bewahren.

„Der König von Württemberg gilt für einen klugen Mann!“ rief ich aus. „Wer will's ihm verdenken, wenn er seine Armee durch den Rest der geschlagenen Helden auszubessern sucht!“

Alle machten höhnische Gesichter, aber Keiner hatte Lust, mir augenblicklich etwas zu erwidern.

Die Tafel ward aufgehoben, und jeder verfolgte seinen Weg.

Ich ging nach Hause und ritt am späten Nachmittage noch einige Stunden spazieren. Bei meiner Rückkehr fand ich meine Wirthsfamilie in Unruhe und Verlegenheit, ohne daß ich den Grund erfahren konnte.

Gegen acht Uhr kam der Lieutenant v. P. zu mir und fragte mich, weshalb ich auf ein gewisses Billet nicht geantwortet habe?

„Auf welches Billet?“

„Auf das, welches Ihnen der Lieutenant v. B. geschickt hat.“

„Ich habe keins erhalten.“

Er lächelte.

Ich rief meinen Bedienten, welcher bestätigte, daß kein Billet abgegeben worden sei.

„So ist es vielleicht bei Ihrem Wirth abgegeben worden.“

„Kann sein, aber nicht bei mir. Ist es Ihnen gefällig, mir zu ihm zu folgen?“

Wir gingen.

Ich fragte nun meinen Wirth, ob er ein Billet für mich in Empfang genommen. Er verneinte. Aber unter den an=

wesenden Damen bemerkte ich einige Unruhe und leises Flüstern. Ich stellte die Frage an sie. Da trat Doris hervor und überreichte mir ein Billet, welches vor einer Stunde abgegeben worden.

Ich öffnete dasselbe, als ich wieder mit P. allein war, und las eine Ausforderung auf Säbel für den andern Morgen um sieben Uhr, gez. Lieutenant v. B.

Es sei wohl hierauf keine Antwort nöthig, sagte ich, da sich die Annahme von selbst verstehe.

P. umarmte mich.

„So habe ich Sie nicht verkannt, wenn auch Alle gegen Sie eingenommen waren. Wollen Sie mich zum Sekundanten, so gehen wir morgen zusammen.

Dankbar nahm ich sein freundliches Anerbieten an.

Kaum war er fort, so stürmten die Damen auf mich ein, mich nicht zu schlagen, und erst jetzt bemerkte ich, daß das Billet unversiegelt gewesen war und sie daher von seinem Inhalte unterrichtet sein konnten. Ich suchte sie so gut wie möglich zu beruhigen, indem ich die ganze Sache als eine geringfügige darstellte und mich auf meine Fertigkeit im Fechten berief. Doris war nicht mehr unter ihnen. Sie hatte sich unmittelbar nach der Uebergabe des Billets entfernt.

Ein schöner blauer Frühlingsmorgen weckte mich am andern Tage. Ich warf mich in einen leichten Anzug, nahm einen wohlgeschliffenen Säbel unter den Arm und langte, von meinem Sekundanten begleitet, auf dem Platze an, der für das Duell ersehen war. Nicht lange durfte ich auf meinen Gegner warten; er erschien in Gesellschaft mehrerer Offiziere, gewappnet und geharnischt wie zu einem mittelalterlichen Strauße. Einen prüfenden Blick mußte ich doch auf ihn werfen. Wahrlich, meine Kameraden hatten es gut mit mir gemeint; er war der stärkste und gewandteste Offizier im Regiment.

Als er herangekommen war, warf ich meinen Oberrock ab und streifte die Hemdärmel auf.

„Was soll das bedeuten?“ fragte B.

„Man kommt so leichter mit der Klinge durch, und wir wollen uns doch nicht den halben Tag mit einander herumhauen“, entgegnete ich.

Er schwieg und entkleidete sich gleichfalls. Nun standen wir einander mit gezogenem Säbel gegenüber.

„Herr von B.“ — redete ich ihn an — „Ihr eigenes Gefühl wird Ihnen sagen, wer von uns Beiden der Feindlichgesinnte ist. So mögen Sie auch jetzt bestimmen, ob wir uns auf den ganzen oder den halben Mann schlagen wollen.“

„Wir schlagen, bis Einer fällt!“ entgegnete er.

„Nein!“ riefen die Sekundanten, „die Beleidigung ist zu unbedeutend; das erste Blut genügt. Willige ein B!“

„Meinetwegen!“ sprach er. „So gelte der halbe Mann.“

Wir legten aus und fochten. Ich konnte seiner Stärke nicht widerstehen und ließ einige Hiebe durchschlagen, um mich in der Parade zu schonen.

In diesem Augenblicke hörte ich einen Schrei aus einem nahen Gartenpavillon und, rasch hinblickend, bemerkte ich mehrere Damen. Das gab meinem Arm neue Kräfte. Hieb auf Hieb fiel, ohne daß Einer blutete. Endlich drang mein Gegner mit ganzer Kraft und Wuth, aber auch mit vieler Unvorsichtigkeit auf mich ein; noch einen Schritt vorwärts, dann hielt er an, ließ langsam seinen Säbel sinken und taumelte zu Boden; die Pulsader seiner rechten Hand war durchschnitten, unaufhaltsam strömte sein Blut.

Ich warf sogleich meinen Säbel fort und eilte hinzu, um ihm mit aufrichtigem Brudergefühl die Hand zur Versöhnung zu bieten. Voll kalten Hasses wies er sie zurück. Ich ging — aber wahrlich nicht mit dem triumphirenden Gefühl des Siegers, sondern mit einem tiefgekränkten Herzen, daß ich unverdient solche Feinde gefunden hatte.

Bei der Rückkehr in meine Wohnung flog mir meine Wirthsfamilie jubelnd entgegen; sie hatte das Duell aus dem Pavillon mit angesehen und, wie sie sagte, namenlose Seelenangst um mich ausgestanden.

Meine Stimmung ward von da immer trüber und ein=

siedlerischer; ich nahm mir vor, mehr auf meiner Hut zu sein, denn es konnte mir nicht entgehen, daß der Ausgang des Duells meine Kameraden nur noch heftiger gegen mich erbittert hatte.

Die alte Burg bei Eßlingen war mein liebster Erholungsort. Ich bestieg sie eines Abends in Gesellschaft meines Wirthes, und wir freuten uns Beide an der wundervollen Aussicht. Aber plötzlich veränderte sich der Horizont, und schwere, schwarze Wetterwolken, die sich von allen Seiten aufthürmten, drohten mit einem furchtbaren Ausbruch.

Nun kenne ich kein Schauspiel, welches so anziehend auf mich wirkte und mein Herz mit so lebhafter, stets neuer Bewunderung erfüllte, wie das eines großartigen Gewitters. Das Zucken der Blitze, das Rollen des Donners, das Niederrauschen des warmen, fruchtbaren Regens zu beobachten, ist mir von Jugend auf eine ernste, zur Andacht stimmende Freude gewesen. Dennoch erinnere ich mich, daß an jenem Abend das heranziehende Wetter einen unerklärlich bangen und beklemmenden Eindruck auf mich machte und ich nichts einwendete, als mein Wirth in ängstlicher Besorgniß zu einem eiligen Heimweg drängte.

Zu Hause anlangend, fanden wir die Damen beschäftigt, sich zu einem städtischen Balle zu schmücken und schon durch die Thür ihres Toilettenzimmers riefen sie mir zu, daß ich sie begleiten müsse. Ich war nichts weniger als zu einer Festlichkeit gestimmt, mußte aber dem liebenswürdigen Drängen endlich nachgeben. Nachdem ich mich schleunigst in eine passende Toilette geworfen, gingen wir mit einander fort.

Die allgemeine Heiterkeit, die bei dem Feste herrschte, verscheuchte allmählig auch meine trüben Gedanken, und Tanz und Musik ließen ein lang entbehrtes Gefühl jugendlicher Fröhlichkeit in mir aufkommen.

Gegen Mitternacht forderte ich eine Dame zum Walzer auf. Ich trat an und tanzte vor; ein zweites Paar folgte. Aber der Herr des dritten Paares, ein junger Civilist, forderte andere Musik. Dies war eine Ungezogenheit, da nach da-

maliger Sitte der Vortänzer die Musik bestimmte. Ich stellte ihn darüber zur Rede. Er antwortete unbescheiden, und wir wurden Beide heftig. Da eilte ich, meinen Säbel umzuschnallen, um ihn besser zu bedeuten. Zurückkehrend fand ich zu meinem Erstaunen den Rittmeister W. an seiner Seite. Derselbe vertheidigte das Benehmen des jungen Mannes in einer hochmüthigen, gegen mich absprechenden Weise. Ein Wort gab das andere.

„Desto besser!“ rief ich endlich, „so weiß ich doch nun, an wen ich mich zu halten habe. Ich erwarte Sie augenblicklich eine Treppe tiefer mit ihrem Säbel, Herr Rittmeister.“

Er folgte mir mit mehreren Offizieren, verlangte aber eine deutlichere Erklärung.

„Bedarf es deren wirklich? Sie vertheidigen die Ungezogenheit des jungen Civilisten, und mir ist es lieb, den Mann zu kennen, der mir an seiner Statt Genugthuung zu geben im Stande ist.“

„Sie wollen sich mit mir schlagen und scheinen zu vergessen, daß ich die Inspektion habe, also im Dienste bin.“

Sein kaltblütiges Wesen und die spöttische Ueberlegenheit, die er gegen mich, den jüngeren Offizier, herauskehrte, empörten mich auf's Aeußerste.

„Es ist gut, daß Sie mich daran erinnern“ — erwiderte ich — „denn Ihr Zögern könnte mich allerdings vergessen machen, daß ich mit einem Offizier, einem Manne von Ehre spreche.“

„Das ist zu viel!“ rief er, jetzt seinerseits die künstlich bewahrte Ruhe verlierend. Und sich zu einem unter ihm stehenden Offizier wendend:

„Lieutenant v. G., verrichten sie Adjutantendienste, nehmen Sie dem Lieutenant von François seinen Säbel ab.“

„Setzen Sie den jungen Mann nicht in Verlegenheit, Herr Rittmeister!“ sagte ich. „Wenn Sie keine Kourage haben, so sind Sie zu bedauern.“

W., auf's Aeußerste empört, stürzte auf mich ein.

Ich trat einen Schritt zurück und zog: „Nicht näher, oder Sie sind des Todes.“

Er wich zurück und befahl die für diesen Tag unter seinen Befehlen stehende Wache zu holen.

„Also auf keine andere Art wollen Sie diese Ehrensache abmachen?“ fragte ich nun wieder ruhiger. „Wohlan, ich bin Arrestant und gehe nach Hause.“

Hier steckte ich meinen Säbel ein.

Schnell drang er auf mich ein und wollte mir denselben entreißen; aber ebenso schnell war der Säbel auf's Neue gezückt.

„Halt!“ — rief ich dennoch — „die Würde eines Offiziers will ich nicht verletzen. Hier ist der Säbel, aber Sie werden Ihr Betragen vor einem Kriegsgericht, vor einem Offizierkorps zu verantworten haben!“

Ich verließ mit ihm den Saal.

Mein Kommandeur, Oberst v. B., hatte niemals zu meinen Gönnern gehört. Dennoch schien er den vorliegenden Fall nicht für angethan zu halten zu einem strengern Verfahren und wollte mich mit Arrest bestrafen. Ich war aber so von meinem Rechte durchdrungen, daß ich auf gänzlicher Straflosigkeit oder gerichtlicher Untersuchung bestand. Auch die Absendung des Rittmeisters N. vermochte nicht, meinen leider bethörten Sinn zu ändern. So ward die gerichtliche Untersuchung verhängt und ich nach einigen Tagen als Arrestant auf die Hauptwache gebracht.

Mit Ruhe und Gelassenheit sah ich den ersten Verhören entgegen. Ich dachte nur an die Ehrensache und war fast ebenso erstaunt wie empört, als ich aus den Verhandlungen ersah, daß man in meinem Betragen ein Subordinationsvergehen schwerster Art erkennen wollte. Gegen einen sich im Dienst befindenden Vorgesetzten sollte ich angriffsweise die Waffe gezogen haben, während doch alle beim Vorfall anwesenden Zeugen gesehen hatten, daß ich es nur zu meiner Vertheidigung gethan und den Säbel demnächst freiwillig übergeben hatte.

Es wurden einige Zeugen vernommen, die nur bei dem Ende des Vorfalls zugegen gewesen waren und daher zu meinen Ungunsten aussagten. Man beeilte sich, sie über diese Aussagen zu vereidigen.

Ich aber bestand darauf, daß man auch diejenigen Zeugen vernehmen solle, die dem Streite von Anfang an beigewohnt hatten. Es waren ihrer vier, die einstimmig erklärten, daß ich den Säbel zu meiner Vertheidigung gezogen habe und daß sie bereit seien, diese Aussage durch einen Eid zu erhärten. Ich konnte nicht umhin, zu bemerken, daß dieser Umstand bei den Beisitzern des Gerichts einige Unruhe erregte. Verlegen kaute auch der Auditeur an der Feder, und ohne die letzten Zeugenaussagen in die Akten aufgenommen zu haben, hob man die Sitzung auf, um dem Obersten Vortrag zu machen.

Nach einigen Tagen wollte man das Verhör fortsetzen. Ich fragte, ehe ich mich auf irgend eine Antwort einließ, weshalb man die Aussagen der zu meinen Gunsten sprechenden Zeugen nicht in die Akten aufgenommen und sich geweigert habe, die Zeugen zu vereidigen. Man erwiderte mir, daß es ungesetzlich sei, zwei Gegenparteien zum Schwur zuzulassen. Da ich mich hiervon nicht überzeugen konnte, sondern in dem ganzen Verfahren nur eine maßlose Ungerechtigkeit gegen meine Person zu erblicken glaubte, so erklärte ich, daß ich in der Sache keine Silbe weiter sprechen würde.

Sechs Tage hatte ich im Arrest auf der Hauptwache zugebracht, als eines Morgens ein verdeckter, mit vier Pferden bespannter Wagen vorfuhr und ein Offizier zu mir eintrat mit der Anzeige, daß er beauftragt sei, mich nach der Residenz zu führen, wo Kriegsgericht über mich gehalten werden sollte.

Wir fuhren ab und kamen gegen zwei Uhr Nachmittags in Ludwigsburg an. Ich erhielt mein Quartier abermals auf der Hauptwache.

Am andern Morgen trat ich in das unter dem Vorsitz des Obersten v. R. versammelte Kriegsgericht. Man fragte mich, ob ich etwas zu erinnern habe.

„Meine Herren — entgegnete ich — eine weitere Vertheidigung würde unnütz sein. Wie könnte ich als Arrestant vor einem Kriegsgericht stehen, wenn man nicht von vornherein entschlossen gewesen wäre, meine Sache in einem falschen Lichte zu betrachten? Gegen Ihre Personen kann ich nichts einwenden, denn ich kenne Sie nicht, und Ihre Uniform muß mir bürgen, daß Sie rechtliche Männer sind. Bedenken Sie indessen, daß Sie im Begriff stehen, über das Schicksal eines Mannes zu entscheiden, welcher durch Leidenschaftlichkeit gefehlt haben mag, der aber stets eine Ehrensache vor sich zu haben glaubte, die er wähnte, ehrenhaft, den Säbel in der Hand, mit seinem Gegner abmachen zu können. Hier zu Lande scheinen andere Ansichten zu herrschen als bei uns. Habe ich mich gegen dieselben vergangen, so möge die kurze Zeit meines Aufenthaltes bei Ihnen und meine Unbekanntschaft mit den Gesetzen mir zur Entschuldigung gereichen. Mich eines Subordinationsvergehens schuldig gemacht zu haben, kann ich nicht zugeben, da auf dem Ball kein Dienstverhältniß stattfindet und das Betragen des Rittmeisters W. eine Privatbeleidigung für mich enthielt. Das ist Alles, was ich zu sagen habe, und ich muß mich Ihrem Spruch unterwerfen."

Ich kehrte in mein Gefängniß zurück. Nach Beendigung des Kriegsgerichts gegen zwölf Uhr Mittags kam ein Offizier, der demselben beigewohnt hatte, zu mir herein und sagte die dem späteren Verlauf der Dinge so widersprechenden und mir darum noch heute unbegreiflichen Worte: „Seien Sie guten Muthes! Das Kriegsgericht ist vortheilhaft für Sie ausgefallen."

Und ohne eine Antwort abzuwarten, verließ er mich.

Es war am Morgen des 31. Juli 1808. Ich stand an meinem Fenster, welches die Aussicht auf den Marktplatz hatte, und las in einem Buche. Plötzlich höre ich ein Geräusch von vielen Stimmen und bemerke, daß das Volk sich vor der Hauptwache zusammenrottet und Aller Blicke sich nach meinem Fenster richten. Betroffen ziehe ich mich zurück, von einer ungewissen Ahnung ergriffen. Da tritt ein Offizier zu mir ein.

„Kleiden Sie sich an, Lieutenant von François, Ihr Urtheil soll publicirt werden.“

Von einer plötzlichen Bewegung überwältigt, ergriff er meine Hand und sagte mit bebender Stimme:

„Seien Sie ein Mann!“

Ich wollte fragen, aber er erklärte, nichts weiter sagen zu dürfen, und bat mich, ihm zu folgen.

Ich setzte mein Kaskett auf und trat durch die in Gewehr stehenden Wachen hindurch. Auf dem Paradeplatz hatte die Garnison ein Karree formirt. Tausende von Menschen waren versammelt, alle Fenster und Dächer gedrängt voll Köpfe. Ein wunderbares Gefühl überkam mich, halb Staunen, halb gespannte Erwartung. Etwas Außerordentliches mußte bevorstehen. Ich trat in's Karree. Die Offiziere des Kriegsgerichts hatten den inneren Kreis gebildet. Dreimal bliesen die Trompeter, dreimal wurde das Gebot zur Ruhe wiederholt. Dann erfolgte Todtenstille, und der Oberauditeur las mit lauter Stimme folgende Publikation:

„Nachdem der Oberlieutenant von François den höchsten Grad von Subordinationsverbrechen begangen und gegen den sich im Dienste befindenden Rittmeister von W. den Säbel gezogen hat, wird er hiermit verurtheilt, am 3. August Morgens 6 Uhr erschossen zu werden.

(gez.) Friedrich.“

So unerwartet mich dieser Ausspruch traf, so war er mir doch eben nur unerwartet. Ich kann nicht sagen, daß ich die geringste Erschütterung empfunden hätte. Der Tod, dem ich als Soldat von früher Jugend auf geweiht war, hatte sogar etwas Tröstliches und Vertrautes für mich nach den mannigfachen Mißgeschicken und Feindseligkeiten, die ich in letzter Zeit erfahren. Nur vergaß ich im ersten Augenblick, daß ich noch drei Tage zu leben hätte. Ich wähnte, das Todesurtheil solle sogleich vollstreckt werden, und sah mich nach meinen Todesschützen um. Statt ihrer erblickte ich einen verdeckten Wagen, der mich aufnehmen sollte. Festen Schrittes ging ich darauf zu. Die Offiziere drängten sich um mich

herum, um mir die Hand zum Abschied zu reichen. Sieh, da war auch mein alter Freund Könneritz, der Kamerad und Gefährte aus besseren Tagen! Er konnte den Strom seiner Gefühle nicht hemmen; laut schluchzend drückte er mich an die Brust. Ich gab ihm einen Gruß an die Heimat mit, riß mich eilig los und sprang in den Wagen, der langsam durch die wogende Volksmenge mit mir dahin rollte. Tausende von weißen Tüchern wehten mir den Abschiedsgruß nach.

In Begleitung eines Offiziers kehrte ich nach meiner Garnison Eßlingen zurück, wo das Urtheil vollstreckt werden sollte. Ich bezog mein altes Gefängniß, erhielt aber jetzt stärkere Bewachung. Ein Unteroffizier blieb in der Stube, vor der Thür wurden Doppelposten aufgestellt. Alles nahm einen ernsteren Charakter an.

Die erste Nacht schenkte mir Gott ruhigen Schlaf. Am Morgen des 1. August setzte ich meinen letzten Willen auf und nahm schriftlichen Abschied von den Meinigen. Ich erinnere mich, daß ich mich in vollkommener Seelenruhe befand. Ich überdachte mein vergangenes Leben und glaubte keine Ursache zu haben, mich vor dem höchsten Richterspruche zu fürchten. Aber von außen her trat manches Erregende und Bewegende an mich heran. Mein guter Wirth hatte Erlaubniß erhalten, mich zu besuchen, und er war so fassungslos vor Schmerz, daß ich alle Mühe aufbieten mußte, um ihn zu trösten. Er brachte mir von Doris einen leidenschaftlichen verzweifelten Brief, in welchem sie mir rückhaltlos ihre Liebe gestand und ihre fürchterliche Seelenqual schilderte. Sie hatte mich durchaus sehen wollen. Als ihr Onkel ihr die Unmöglichkeit vorstellte, war sie in mein Zimmer geeilt, wo sie meinen treuen Jäger vor einem Heilandsbilde auf den Knieen liegend und dasselbe um meine Rettung anflehend vorfand. Sie war neben ihm niedergesunken und hatte ihre Gebete mit den seinen vereint. Noch immer wollte, konnte sie die Hoffnung auf Erhaltung meines Lebens nicht aufgeben.

Ich antwortete ihr einige Zeilen, tief ergriffen von ihrer Liebe, aber in beruhigendem Ton.

Kurz darauf trat der Regimentsadjutant bei mir ein. Ich hatte ihn für einen meiner heftigsten Gegner gehalten. Er bat um die Schlüssel zu meinem Koffer. Ich reichte sie ihm stumm, ohne ihn eines Blickes zu würdigen. Er nahm ein Etui mit Messern heraus, und ich bemerkte, daß er nach tödtlichen Werkzeugen suchte: dann gab er mir die Schlüssel zurück. Er wollte mir noch einige Worte des Trostes und der Ermuthigung sagen.

„Ich hoffe“ — entgegnete ich — „daß Sie in meinem Wesen weder Unruhe noch Muthlosigkeit entdecken. Behalten Sie Ihre Tröstungen! Vielleicht bedürfen Sie und meine Gegner mehr der Beruhigung als ich, wenn der letzte Augenblick meines Lebens gekommen ist!“

Er fuhr dennoch fort:

„Wer hätte einen so ernsthaften Ausgang erwartet! Ein jeder Kamerad ist von Trauer und Mitleid durchdrungen.“ — Und da ich nicht antwortete — „Glauben Sie mir, wir Alle beklagen Sie herzlich!“

„Beklagenswerth sind Sie, daß Sie einen Kameraden so behandeln konnten,“ versetzte ich kalt. „Doch dies ist vorbei, und ich war mit Ihrem Andenken schon fertig. Haben Sie noch einen Befehl in meinem Zimmer zu vollziehen?“

„Nur Sie zu fragen, ob Sie noch etwas begehren?“

„Nichts.“

„Wünschen Sie einen Geistlichen?“

„Nein.“

Er ging.

Am Nachmittag erschien dennoch ein solcher, Pastor Herwig. Ein edler, würdiger, seelenkundiger Mann, dessen Andenken mir ewig theuer sein wird. In seiner Gesellschaft verstrichen die übrigen Tagesstunden, und wir schieden am Abend als Freunde.

Ich war tief ermüdet und verbrachte abermals eine ruhige Nacht. Doch erwachte ich früh, und mein erster Gedanke, von einem schweren Seufzer begleitet, war: „Nur noch ein Tag!“

Bald erschien mein Freund Herwig. Wir beteten zu-

sammen, und ich verbrachte den Vormittag mit ihm ohne Gemüthsbewegung in ernstem Gespräch. Nachmittags kam wieder mein treuer Wirth, um zum letzten Mal Abschied von mir zu nehmen und mir das Lebewohl seiner um mich jammernden Familie zu bringen. Es war eine herzbewegende Scene; doch ging sie schnell vorüber, da der anwesende Offizier zum Aufbruch drängte.

Der Prediger blieb bei mir. Als die letzten Strahlen der untergehenden Sonne durch die vergitterten Fenster meines Gefängnisses fielen, knieten wir nieder zu gemeinsamem Gebet. Ich gelobte Denen zu vergeben, die mir übel thaten. Gestärkt erhob ich mich von meinen Knien. Da fiel ein Blumenregen auf mein Haupt. Ich sah nach dem offenen Fenster und erkannte Doris, die, bleich wie ein Geist, ihre Arme durch das Gitter streckte. Noch glaubte ich das Wort „Lebewohl“ zu hören; dann sank sie bewußtlos in die Arme ihrer Begleiterin. Hier hätte auch mich beinah meine Standhaftigkeit verlassen.

Und nun noch eine letzte Nacht. Mein Freund Herwig war gegangen; die Aufregungen des Tages hatten sich gelegt; die erschöpfte Natur verlangte ihr Recht.

Nach einem sanften Schlummer schlug ich die Augen wieder auf. Es war am Morgen des dritten August. Da saß der treue Geistliche schon wieder an meinem Bett.

„Wie ruhig Sie geschlafen haben!“ sagte er fast verwundert.

Ich versicherte ihm, daß ich mich überhaupt ruhig fühle, ja sogar eine Art froher Empfindung habe bei dem Gedanken an mein baldiges Scheiden und das Wiedersehen mancher vorangegangenen Lieben. Das Leben habe sich mir nicht in so rosigem Lichte gezeigt, daß ich allzusehr daran hängen sollte.

„Wieviel Uhr ist es?“ fragte ich dann.

„Gegen drei Uhr.“

„Also noch drei Stunden! Der Himmel ist trübe; Gott gebe einen heitern Morgen! Ich möchte die Sonne noch einmal wiedersehen, denn es muß unheimlich sein, in kühler grauer Dämmerung zu sterben.“

„Bei solcher Gemüthsstimmung,“ entgegnete der Prediger — „wird Ihnen der letzte Augenblick in keinem Falle schwer werden. Lassen Sie uns aber jetzt noch einmal zum Gebet schreiten, und dann will ich Ihnen das heilige Abendmahl geben.“

Es geschah, und der Geistliche sprach warme erhebende Worte. Ich versank in stille Betrachtung. Wunderbar war es mir zu Muthe, als ob meine Seele sich schon von allen Erdenbanden löste, wie ein Vogel hoch in den Lüften schwebte und das Treiben der Welt nur noch von Ferne in einem bis zur Winzigkeit verkleinerten Maßstabe erblickte. Es schlug fünf Uhr. — Noch eine Stunde! — Ich dankte dem Geistlichen für seine Liebe und Treue, und wir sprachen von den Meinen daheim.

Mit dem Glockenschlag Sechs trat ein Adjutant bei mir ein.

„Ich bin bereit“, sagte ich.

„Das Offizierkorps,“ begann er hierauf, „hat mich beauftragt, Ihnen zu sagen, daß alle Kameraden mit dem tiefsten Schmerz Ihr trauriges Loos empfinden und daß wir uns die größte Mühe gegeben haben, es abzuwenden!“

„Lassen Sie es gut sein und erwidern Sie Denen, die Sie schickten, daß ich in meinen letzten Lebenstagen nicht mehr an sie gedacht habe oder doch nur mit verzeihendem Gefühl! Und nun, Herr Pastor“, wandte ich mich an jenen — „Sie wollen mein Begleiter sein auf diesem letzten Gange, so kommen Sie denn! — Herr Adjutant, ich folge.“

Noch einmal umarmte ich den würdigen Geistlichen.

„Mit Gott und meinen Gedanken an das Jenseits bin ich im Reinen“, sagte ich zu ihm. „Stören Sie mich nicht, wenn ich mit meinen letzten Athemzügen und Empfindungen noch der diesseitigen Welt angehöre!“

Er versprach es.

Ich trat jetzt in meiner glänzenden Gardeuniform vor die Wacht und in den Zug der Krieger, die meine Begleitung ausmachen sollten. Das Regiment war zu Pferd aufmarschirt.

Neun Jäger zu Fuß, meine Todesschützen, umgaben mich. Viele Tausende von Zuschauern von nah und fern waren versammelt. Der Todtenmarsch erschallte, der Zug setzte sich feierlich in Bewegung.

„Kamerad,“ sprach ich zu einem neben mir gehenden Todesschützen, „Du bist wohl nicht mein Freund; an Deiner Büchse ist die Batterie auf, Du verlierst das Pulver, Deine Kugel wird mich nicht treffen!“

Betroffen sah er mich an und schloß die Batterie.

Viele Bekannte und Freunde sah ich, die mir mit ihren Tüchern Lebewohl zuwinkten. Aber auch auf allen mir fremden Gesichtern war Theilnahme und tiefe Betrübniß zu lesen. Doris sah ich nicht.

Nachdem der Zug fast die ganze Stadt passirt hatte, langten wir vor dem Thore auf einer grünen Wiese an, die zu meinem Sterbeplatz bestimmt war.

Das Regiment marschirte auf und formirte einen Kreis, dreimaliger Trompetenstoß erfolgte, der Auditeur verlas noch einmal das Urtheil.

„Haben Sie noch etwas zu erinnern — einen Wunsch, ein Verlangen?“ fragte mich der kommandirende Offizier, Major Graf S.

„Nichts!“

„Es ist das unglücklichste Geschick meines Lebens, welches ich heut zu erfüllen habe. Trauen Sie mir zu, daß ich vom tiefsten Schmerz ergriffen bin.“

„Möglich; aber ich wünsche keinen Aufschub der Exekution.“

Er kommandirte; der Kreis öffnete sich, die neun Todesschützen traten mir gegenüber; ich warf einen zufälligen Blick seitwärts und erblickte neben mir meinen Sarg, den ich am Tage zuvor mit 5 Fl. 30 Kr. hatte bezahlen müssen. (Auch die Todtengräber waren von mir mit 2 Fl. honorirt worden. Die Rechnung über beide Posten findet sich noch unter meinen Papieren.) Ich umarmte den Geistlichen noch einmal; er deutete auf die Sonne, die eben in vollem Glanze aus den Wolken hervorbrach. Ich ging zu meiner Eskadron, sagte

ihr lebewohl und sah manche Thräne über die bärtigen Wangen der Krieger herabrollen. Vergebens aber sah ich mich nach einigen Offizieren um, die sich mir stets am feindlichsten gezeigt hatten, um ihnen die Hand der Versöhnung zu reichen. Sie schienen nicht anwesend zu sein.

Nun trat ich sechs Schritte vor meine Todesschützen.

„Kameraden, erzeigt mir den letzten Freundschaftsdienst, trefft gut! — Herr Major, kommandiren Sie Feuer!“

„Lassen Sie sich erst die Augen verbinden!“

Ein Unteroffizier trat vor und überreichte mir ein weißes Tuch.

Ich wollte mich weigern.

„Verzeihen Sie“, sagte der Major, „ich bin im Dienste des Königs und muß darauf sehen, daß jedes Ceremoniell beobachtet werde.“

Ich nahm das Tuch und band es um die Augen.

„Knien Sie nieder.“

Mein Kaskett abnehmend, ließ ich mich nieder auf ein Knie.

Schnell gab er ein Zeichen, die Schützen machten ihre Gewehre fertig, ich glaubte den Tod zu empfangen, als —

„Pardon, Pardon“, und tausendstimmiges „Pardon“ erschallte.

Man hat mich später oftmals gefragt, was ich in den Augenblicken gedacht und empfunden habe, die ich nach menschlicher Voraussicht für meine letzten halten mußte.

Wenn ich gewissenhaft die Stimmung derselben zergliedere, so finde ich dreierlei, ernste Wehmuth — den festen Willen, heroisch zu sterben, meinen Feinden keinerlei Schwäche zu zeigen — und endlich, die beiden andern Gefühle überdauernd, eine gespannte, mit einer Art von Neugier untermischte Erwartung des Augenblicks, wo Leib und Seele sich von einander trennen würden.

Schwerer wird es mir, die Empfindungen bei meiner plötzlichen Begnadigung zu schildern.

Man hatte mir die Binde von den Augen genommen, ich stand aufrecht, doch mochte ich wohl sehr bleich aussehen, denn die Aerzte wollten mir zu Hilfe eilen. Mit einer Handbewegung wies ich sie zurück und überblickte finster die mich umgebende Scene, die ihren Charakter tiefer Trauer so überraschend mit dem einer unbegrenzten Freude vertauscht hatte. Nicht enden wollende Hurrahs auf den König und den Kronprinzen (nachmaligen König Wilhelm I.) füllten die Luft. Von Mund zu Mund ging die Nachricht, daß der Letztere, dessen edles Gemüth sich oft gegen die Willkürlichkeiten seines Vaters sträubte, noch im letzten Augenblicke durch einen Fußfall beim Könige meine Begnadigung erwirkt habe, nachdem alle seine vorherigen dahin gehenden Bitten und Vorstellungen erfolglos geblieben waren. Wie dem auch sein mochte, ich konnte keine Freude darüber empfinden. Der Zeitpunkt war vorüber, so schien es mir, wo selbst der König das Recht hat, Gnade zu üben. Stumm schüttelte ich den Kopf, als der gute Geistliche mir unter strömenden Freudenthränen Glück wünschte. Ich hatte zu viel gelitten; meine Seele war bereits auf dem Wege nach einer andern Welt und wie eine neue Grausamkeit, härter als jede vorhergehende, empfand ich den Ruf, der sie zurückhielt.

Das Zeichen zum Aufbruch ward gegeben. Der Zug setzte sich wieder in Bewegung in derselben Ordnung, wie er gekommen war, nur mit dem Unterschiede, daß jetzt eine freudige Musik erschallte. Sie wurde fast übertönt von dem Jubel des Volks, und von allen Seiten grüßten die Menschen und winkten mir zu.

Auf einem freien Platze angekommen, machte das Regiment wieder Halt, formirte den üblichen Kreis, und der Auditeur verlas noch einmal den Pardon, von dem ich bei der ersten Lesung wenig verstanden hatte.*)

„Dem zum arquebusiren verurtheilten Lieutenant François

*) Ich habe den mir inzwischen bekannt gewordenen vollständigen Wortlaut des Pardons eingeschaltet. D. H.

soll aus Gnaden das Leben geschenkt seyn, dagegen derselbe vor der Front des Regiments kassirt, zum ferneren Dienen für unfähig erklärt und 6 Jahre auf die Festung Asperg gesetzt werden, nach deren Umlauf er über die Gränzen des Königreichs gebracht und jedem Offizier aller Umgang mit ihm verboten werden soll.

Ludwigsburg, den 2. August 1808.

(gez.) Friedrich."

Diese Worte erschütterten auf einmal mein ganzes Inneres.

Bei allem Vorhergehenden hatte ich nicht gezuckt. Nun aber waren Ruhe, Mäßigung, Standhaftigkeit mit einem Male dahin; gesprengt waren alle Bande der Vernunft; tödtlicher Haß gegen den König, der mir, statt meines Lebens, Freiheit und Ehre nehmen wollte, überfiel mich. Krampfhaft riß ich die Revers von der Uniform, warf mein Kaskett zu Boden und trat es mit Füßen.

„Verflucht", rief ich aus, „verflucht sei die Gnade des Königs!"

Der Kommandeur meines Regiments, Oberst v. B. — ich habe schon gesagt, daß ich ihn nicht zu meinen Freunden zählte — ließ sich auf einmal sehen und suchte mich zu beruhigen. Wüthend faßte ich seinem Pferd in die Zügel.

„Steh und höre, wenn Du noch einen Funken Ehre im Leibe hast! Ich verfluche den König und seine Gnade. Er ist ein Ungeheuer, das seine Freude daran findet, Menschen zu Tode zu peinigen. Geh und melde es ihm!"

Ich wurde fortgerissen und in mein Gefängniß gebracht, wo eine Ohnmacht meiner Verzweiflung Grenzen setzte.

Am andern Morgen, den 4. August, bestieg ich den Wagen, der mich nach der Festung bringen sollte. Doch kaum hatte ich den dritten Theil des Weges zurückgelegt, als ein Offizier nachgesprengt kam und Befehl ertheilte, sogleich wieder umzukehren.

Sein ernstes und bekümmertes Gesicht schien neues Unheil zu verkünden. Doch war mir jetzt Alles gleichgültig. Sie

hätten mich verbrennen oder lebendig begraben können, mein Gefühl war wie erstorben.

Zum dritten Mal betrat ich mein Gefängniß in Eßlingen. Aber ein härteres Loos als vordem schien mir bevorzustehen. Die Fenster wurden vernagelt, die Wachen verdoppelt, kein Geistlicher zugelassen.

Bei jedem Geräusch erwartete ich auf's Neue zum Tode geführt zu werden.

Die Nacht verging, der Tag graute; aber noch lag wohl Alles in tiefem Schlummer, als ein Offizier kam, um mich abzuholen.

Eine Eskadron war in der Stille aufmarschirt; ich ward nach der Reitbahn geführt, wo der Auditeur abermals das Urtheil meiner Kassation vorlas, jedoch mit dem Anhang, daß ich wegen Majestätsbeleidigung lebenslang als Staatsgefangener eingekerkert werden sollte.

Ich öffnete meine Lippen, aber kein Laut kam hervor; mein Bewußtsein schwand, regungslos stürzte ich zu Boden.



3. Der Hohenasperg.

Als ich den Gebrauch meiner Sinne und Glieder wieder erhielt, befand ich mich auf der Landstraße in einem einförmig dahin rollenden Wagen.

„Wo bin ich?" fragte ich meinen Begleiter.

Er antwortete nicht.

Ich versank in tiefes Grübeln. Alles, was ich erlebt hatte, schien mir nur ein schrecklicher Traum gewesen zu sein, von dessen Bann ich mich vergeblich frei zu machen suchte. Da tauchte am Horizont die wohlbekannte graue Felsenfestung Hohenasperg auf, vom Volksmund die Thränenburg geheißen. Und mit einem Male war mir auch mein Schicksal wieder klar und gegenwärtig. Ich sollte lebenslang eingekerkert werden, und dort vor mir lag die Stätte unabsehbaren Elends, das Grab meiner Jugend und jeder irdischen Hoffnung.

Wir langten an. Der Kommandant ließ mich bei sich eintreten; er schien von meinem Anblick gerührt und befahl, mir das beste und gesundeste Gefängniß zu geben.

Ich ward in eine Zelle geführt, die ein Stockwerk tiefer als die Kommandantenwohnung lag. Sie hatte einen Tisch, einen Stuhl und ein schlechtes Lager. Die Thür schloß sich hinter mir, und ich setzte mich in eine düstere Ecke auf den Boden. Ich hatte keine Gedanken, nur ein dumpfes Gefühl der Verzweiflung und unaussprechlichen Jammers. Bald öffneten sich die Schlösser auf's Neue.

„Da — fesselt mich!" rief ich und streckte dem Eintretenden meine Hände entgegen.

Es war der Kommandant.

Er sprach zu mir in einem milden, herzlichen Ton, versicherte, daß er mir augenblicklich kein besseres Zimmer anweisen könne, und bat mich, von der Zeit eine Milderung meines Schicksals zu erwarten. Er verließ mich, da seine Tröstungen unbeantwortet blieben.

Drei Wochen ging ich umher, ohne ein Wort zu sprechen, ja, ohne einen eigentlichen Gedanken zu fassen. Der Kommandant besuchte mich oft, auch der Geistliche der Festung, der Alles aufbot, um einen Lichtstrahl in meine Seele zu bringen. Aber ich blieb stumm, und man gab sich endlich der Besorgniß hin, ich sei tiefsinnig geworden.

Eines Tages wagte es ein alter Unteroffizier, der den Kommandanten begleitete, mich gutmüthig tröstend am Arme zu fassen. Wüthend packte ich ihn und warf ihn zu Boden. Von diesem Augenblicke an wurde mein Wahnsinn nicht mehr bezweifelt, und man ließ mir die gewünschte Ruhe.

So lebte ich, in Schmerz versunken, sechs lange, hoffnungslose, fürchterliche Wochen.

Einst als ich in stumpfer Verzweiflung in meinem Kerker auf- und abging, erblickte ich zu meiner nicht geringen Ueberraschung an dem Fenster eines anstoßenden Eckgebäudes eine mir bekannte weibliche Gestalt. Sie schien mich beobachtet zu haben und trocknete sich eben die Augen mit ihrem Tuche.

Es war Fräulein Wilhelmine von Pf. Ich hatte sie öfter in Eßlingen gesehen und manche kleine Auszeichnung von ihr erfahren. An dem zu meinem Tode bestimmten Tage sandte sie mir einen Haarring mit der Bitte, ihn mit in's Grab zu nehmen und ihr dagegen eine Locke von mir zu schicken.

Ihr Wiedersehen an diesem Ort — ich denke mir, daß sie auf Besuch bei der Familie des Kommandanten war — rüttelte mich zum ersten Mal aus meiner geistigen Starrsucht auf. Kaum aber sah sie, daß es ihr gelungen war, sich mir bemerklich zu machen, als sie einen in ein Papier gewickelten Stein aus ihrem Fenster in das meine herüberwarf. Ich entfaltete das Blatt und las:

„Ein Mann von Ihrer Standhaftigkeit, der dem Tod in's Antlitz trotzte, kann der den Muth verlieren, weil vier elende Mauern ihn festhalten? Das Grab giebt seine Todten nicht wieder, aber die Riegel manch eines Gefängnisses sind schon gebrochen worden. Mit Muth und Ausdauer überwindet der Mann die schwersten Geschicke."

Ich drückte das Blatt an meine Lippen und hob die Hand gen Himmel, wie um zu fragen, ob er sich meiner erbarmen würde.

Sie nickte, während reichliche Thränen über ihr Antlitz flossen, und verschwand in der Tiefe des Zimmers.

Aber die flüchtige Erscheinung war für mich, den armen verzweifelnden Gefangenen, die eines guten Engels gewesen. Sie hatte nichts gesagt, was ich mir im Grunde nicht selbst sagen konnte, und doch machten ihre Worte mein Blut plötzlich anders fließen. Ich fühlte wieder den schon verloren geglaubten Zusammenhang mit jener lebendigen, glücklichern Welt, die sich außerhalb der Mauern meines Kerkers bewegte. Die Nacht meines Innern theilte sich, ein heller, hoffnungsreicher Gedanke an Flucht und Freiheit blitzte hindurch; mein Kopf begann wieder zu arbeiten.

Die Festung Hohenasperg liegt bekanntlich auf einem hohen Felskegel, das Land weit überschauend. Das Volk blickt mit einer gewissen Scheu zu ihr hinauf; man zeigt sie dem Wanderer als eine traurige Merkwürdigkeit des Landes. Manche tüchtige Manneskraft wurde hier langsam gebrochen, viele Seufzer schuldig und unschuldig Leidender sind hier ungehört verhallt.

Der Platz war so fest und so streng bewacht, daß es niemals einem Gefangenen gelungen war, daraus zu entspringen. Ein Bataillon von Halbinvaliden hielt ihn besetzt.

Mein Gefängniß lag im zweiten Stock; rechts und links waren Nebengefängnisse; darüber befand sich die Wohnung des Kommandanten. Es war ein großes gesundes Zimmer mit starken eisernen Fenstergittern und doppelten Thüren. Vor den letzteren stand eine Schildwache, um die Bewegungen des

Gefangenen zu überwachen. Zwei weitere Schildwachen patrouillirten unter den Fenstern. Diese Aussicht ging auf einen großen Platz, auf welchem sich die Hauptwache befand.

Das Meublement war, wie schon gesagt, sehr einfach. Ein Tisch, ein Stuhl, eine Bettstelle mit Strohsack und Decke, ein großer Kachelofen, ein blecherner Leuchter.

Die Wände waren mit Schmerzensrufen früherer Insassen in Prosa und Versen bekritzelt. Was war aus jenen geworden? Hatte der Tod sie erlöst, nach welchem sie so sehnsüchtig verlangten, oder war ihnen nach allen Qualen der Gefangenschaft die Sonne des Lebens und der Freiheit noch einmal aufgegangen? — Auch ich lieferte meinen Beitrag zu dieser traurigen Literatur.

In der Zelle neben mir saß ein siebzigjähriger Greis, Oberst v. W.*), der schon im neunten Jahre als Staatsgefangener hier schmachtete. Jeden Morgen und jeden Abend hörte ich ihn ein geistliches Lied singen. Oft stimmte ich wehmüthig ein.

Für meinen täglichen Lebensunterhalt waren zehn Kreuzer festgesetzt. Dieselben aber langten kaum für die allerkärglichste Nahrung. An manchem Abend ging ich hungrig zu Bett.

Aber ich war doch nicht mehr so ganz unglücklich, seit der Plan, mich zu befreien, ob auch noch dunkel und gestaltlos, in meinem Kopfe Wurzel geschlagen hatte.

Eines Tages hörte ich zu ungewohnter Zeit die Schlösser und Riegel meines Gefängnisses klirren, und hereintrat, in Begleitung des Kommandanten, mein Freund, Pastor Herwig. Welch' tief bewegendes Wiedersehen! Er brachte mir Grüße

---

*) Vermuthlich Oberst von Wolff, welcher bei Uebergabe des Hohentwiel im Jahre 1800 betheiligt gewesen war. Der unglückliche Greis mußte die Stunde seiner Schwäche während seiner ganzen noch übrigen Lebenszeit büßen, und keine noch so herzbewegende Fürbitte seiner Tochter vermochte ihm eine Erleichterung seines harten Looses zu verschaffen. Erst im Jahre 1816, nach König Friedrichs Tode, ward er durch dessen Nachfolger begnadigt. Die lange Gefangenschaft hatte ihn aber so schwach und hinfällig gemacht, daß er das Haus seiner Tochter nur betrat, um in ihren Armen zu sterben.

und Nachrichten und tausend Liebesversicherungen von meinen Freunden aus Eßlingen.

Der Kommandant hörte theilnehmend zu und versuchte, mir Trost einzusprechen. Er bezeichnete einige Fälle, wo der König hatte Gnade ergehen lassen.

„Herr Oberst, ich verlange und hoffe keine Gnade von dorther“, entgegnete ich.

„Sie haben“ — begann er nach einer Pause — „noch viele Freunde, die Ihre Lage zu bessern wünschen. Sie erhalten jetzt eine schlechte Kost; man hat mir Unterstützungen für Sie zugesandt, die ich bisher nicht annehmen durfte. Nun aber ist es mir erlaubt worden, und es soll mir eine Freude sein, Ihr Loos ein wenig zu erleichtern.“

Ich fühlte, wie mir das Blut in's Gesicht schoß.

„Herr Oberst, ich danke für alle Almosen, die man mir zufließen lassen will. Ich bin daran nicht gewöhnt und wünsche bei meiner jetzigen Kost zu bleiben.“

Während meines Gesprächs mit dem Kommandanten hatte Pastor Herwig unbemerkt ein Papier auf den Tisch gelegt.

Er entfernte sich bald.

Ich entfaltete das Papier, und ein Laubthaler fiel heraus. Thränen der bittersten Kränkung entstürzten meinen Augen. Und doch konnte ich dem guten Herwig nicht zürnen. Ich wußte, daß er arm und die Gabe ein Opfer aufrichtig wohlmeinender Freundschaft war. Außerdem aber enthielt das Papier ein Gedicht, welches auf meinen Todestag verfaßt und im Publikum verbreitet worden war. Mein Unglück ward darin in ergreifender Weise geschildert, die edle Fürbitte des Kronprinzen gepriesen und mein jugendlicher Todesmuth als der eines starken und unschuldigen Herzens mit begeisterten Worten gefeiert.

„Zur Richtstatt geht er hin mit frohem Muth
Als wie der Krieger, der den Tod nicht scheut,
Dadurch beweiset er sein edel Blut,
Er stehet höher, als Der, der hier gebeut.

Erhöhet durch dies edle Betragen
Wird der Wunsch, die Sehnsucht nach Pardon,
Nicht mehr Mitleid, nicht mehr Weheklagen —
Volksbewunderung trug den Sieg davon."

Und so weiter, mehrere Seiten lang. Jetzt, wenn ich die Verse wieder durchlese, wollen sie mir selbst etwas ungelenk und weitschweifig erscheinen. Aber für den Eindruck, den sie damals auf mich hervorbrachten, werde ich dem Freunde ewig dankbar sein. Mein geknicktes Selbstgefühl richtete sich an ihnen empor. So hatte des Königs Urtheil doch auch vor den Leuten meine Ehre nicht anzutasten vermocht. Man gedachte meiner draußen in der Welt mit Achtung und Anerkennung, während ich mich vergessen und für sie gestorben glaubte.

Ich begann nun ernstlicher auf meine Flucht zu sinnen. Mancher Plan ward erdacht und wieder verworfen. Das Eine stand endlich fest: ich mußte mich durch die Erde durcharbeiten, es gab keinen andern Weg, in's Freie zu gelangen.

Von allen Mitteln entblößt, wie ich war, schien die Ausführung dieses Planes so ziemlich an's Unmögliche zu grenzen. Aber Noth lehrt nicht nur beten, sondern auch erfinden.

Man hatte mir wegen meines Trübsinnes beim Essen Messer und Gabel genommen. Nun ich mich ruhiger zeigte, erhielt ich sie zurück und mit ihnen die erste Möglichkeit, meine Arbeiten zu beginnen.

Der Fußboden also mußte durchbrochen werden. Mein ganzes Handwerkszeug bestand aus einem Messer, einer Gabel, einem Stuhlbein und einem Paar Stiefelhaken. Mit dem Messer suchte ich die Nägel in den Dielen zu lüften, die Stiefelhaken dienten als Zange beim Herausziehen derselben.

Nach vierzehn Tagen war die erste Diele gehoben. Aber wer schildert meinen Verdruß, als der Kommandant mir eines Morgens ankündigen ließ, daß ich, da der Winter nahe, ein kleineres Stübchen nebenan beziehen müsse, indem meine jetzige Stube zu viel Heizung erfordere.

Mißvergnügt schlug ich die Diele wieder ein, und nach einigen Tagen ging der Wohnungswechsel vor sich.

Ohne Zeitverlust fing ich in der neuen Zelle meine Arbeit wieder an. Wieder vierzehn Tage, und zwei Dielen unter meiner Lagerstätte waren gehoben. Ich stieß auf ein gewölbtes Mauerstück, welches zu durchbrechen zwar langsam, aber ziemlich gut von statten ging. Wo aber den Schutt verbergen? — Ich versuchte im Dunkel der Nacht einen Stein nach dem andern und zuletzt alle kleinen Steine auf einmal zum Fenster hinaus zu werfen.

„Was war das?“ hörte ich eine Schildwache zur andern sagen. „Unteroffizier heraus!“

Mein Herz stand still.

Der Unteroffizier erschien mit einer Laterne, der Kommandant ward durch den Lärm geweckt. Er befahl, einige Gefängnisse zu öffnen. Da man nichts Verdächtiges vorfand, so beruhigte man sich.

Ich aber ward durch diesen Vorfall zu größerer Vorsicht ermahnt. All meinen Scharfsinn strengte ich nun an, um ein Mittel zum Verbergen des Schuttes zu ersinnen. Endlich hatte ich es gefunden. Ich ließ den Kommandanten ersuchen, mir meinen Koffer zu geben, damit ich meine wenigen Kleidungsstücke besser aufbewahren könne. Mein Wunsch ward erfüllt, und so hatte ich einen vortrefflichen Behälter.

Nach sechswöchiger Arbeit war das Mauerwerk vernichtet, und eine kältere Luft wehte mir aus den unteren Räumen entgegen. Ich schloß daraus, daß dieselben unbewohnt seien. Ein brünstiges Dankgebet stieg aus meinem Herzen empor. Nie begann oder endete ich auch sonst meines Tages Arbeit, ohne Gott um Beistand zu bitten oder ihm zu danken.

Aber neue Schwierigkeiten stellten sich meinem Werke entgegen. Vermittelst einer genauen Untersuchung meines unterirdischen Thores, bei der ich mich des Stuhlbeines zum Sondiren bediente, stieß ich auf eine dichte Lage Balken, die wohl einen Quadratfuß stark war. Muthlos ließ ich bei dieser

unerwarteten Entdeckung die Werkzeuge meiner Arbeit aus den Händen fallen. Sollte alle Mühe und Hoffnung dennoch vergebens gewesen sein?

Ich suchte Kraft im Gebet und fand sie. Von Neuem begann ich mein Werk. Es galt jetzt, die starken Balken spahnweise zu zerschneiden.

Wie beschwerlich war nicht allein meine Stellung bei dieser Arbeit! Den Kopf in der Tiefe, den Körper bis an den Leib durch ein enges Loch gepreßt, mußte ich denselben auf der einen Hand tragen, während ich mit der andern arbeitete. Länger als zwei Minuten hielt ich es nicht aus, dann war mir das Blut in den Kopf gestiegen, die Hand, auf der der Körper ruhte, erlahmt; ich mußte innehalten, um neue Kräfte zu sammeln. Die undurchdringliche Finsterniß, die in dem Loche herrschte, erschwerte auch sehr mein Schaffen. Ein Glück war es jedoch, daß ich nicht leicht überrascht werden konnte. Das Oeffnen meiner Doppelthüren, die mit vielen Schlössern und Riegeln versehen waren, nahm so viel Zeit hinweg, daß ich bequem das Loch mit den Dielen bedecken und meine Bettstelle wieder darüber schieben konnte.

Am 22. Oktober*) war meine mühselige Arbeit beendet. Ein Strahl der Hoffnung zitterte durch meine Seele. Noch wußte ich zwar nicht, wohin mein unterirdischer Ausgang führte, aber ich hatte doch, vermittelst eines kleinen Spiegels, den ich zum Fenster hinaushielt, entdeckt, daß die unteren Fenster nur mit hölzernen Gittern versehen waren, die ich mit einiger Kraft zu durchbrechen hoffte.

Es handelte sich noch um eine Verkleidung, in welcher ich die Wachen täuschen mußte, um ungehindert die Festung zu passiren. Aber auch diese war bald gefunden. Ein Hemd und ein Paar Unterhosen, mit denen ich die Farbe meines neu geschwärzten Ofens abwusch, ein schwarzes Tuch um den Kopf, das Schirmleder des Koffers als Leibgurt, ein alter,

---

*) Als Datum war in der ersten Auflage irrthümlich am 16. angegeben.

blecherner Leuchter zur Kelle geformt — und die Maske eines Schornsteinfegers war fertig.

Da man mir all' mein Geld, meine Uhr und meine Ringe, ja selbst die überflüssigen Kleidungsstücke genommen hatte, so mußte ich mir einige Mittel zu verschaffen suchen, um nicht gleich im Anfange der Flucht in Verlegenheit zu gerathen. Ich ließ daher dem Kommandanten sagen, es sei heute am 24. Oktober mein Geburtstag und ich bäte ihn um etwas Geld, um mir eine gute Flasche Wein zu kaufen, sowie um Auslieferung einiger Ringe, die theure Andenken wären, an deren Anblick ich mich wieder einmal erfreuen möchte.

Er erfüllte meine Bitte, übersandte mir die Ringe und zwanzig Kreuzer, zugleich eine Flasche Wein aus seinem eigenen Keller mit etwas Biskuit und einen herzlichen Glückwunsch.

So war ich denn mit dem Nothwendigsten versehen, und mein Entschluß stand fest, am Abend zu fliehen.

In welcher fieberhaften Aufregung mir der Tag verging, vermag ich nicht zu schildern. Schon fing es an zu dämmern. Mit jeder Minute, die mich dem entscheidenden Augenblick näher brachte, begann mein Herz stärker zu klopfen. Die Glocke schlug sechs Uhr. Zum letzten Mal öffnete sich meine Kerkerthür, der Unteroffizier brachte mir frisches Wasser zum Nachttrunk.

Die Thür schloß sich hinter ihm. Ich warf mich auf meine Knie und erflehte Gottes Beihülfe in brünstigem Gebet.

Dann schnell die Maske über! Ich stieß eine Ofenkachel ein und färbte mir Hände und Gesicht mit Ruß; ich öffnete mein unterirdisches Loch, befestigte eine aus Hemden, Bett- und Handtüchern geknüpfte Leine an die Bettstelle, steckte ein Messer zu mir, um im unglücklichsten Falle das Ende meiner Leiden herbeizuführen, und — ließ mich hinab.

Das Souterrain war tiefer, als ich gedacht hatte. Mein acht Ellen langes Seil reichte kaum bis zur Hälfte; doch ließ ich mich los und fiel glücklich. Schnell sprang ich zur Thür — es war ein Stall, in dem ich mich befand — und wer beschreibt mein Entzücken, da sie unverschlossen war!

Nach Monaten zum ersten Mal wieder Gottes freie Luft!

„Wer da?“ donnerte mir der erste Posten entgegen.

„Essenkehrer — ich will zur Festung 'naus“, antwortete ich im schwäbischen Dialekt.

„Nun so mach Er, daß er fortkommt! Der Unteroffizier läßt eben welche hinaus.“

Ich eilte an dem Posten vorüber der Pforte zu.

Der Unteroffizier der Wache und drei Mann waren beschäftigt, Arbeiter hinauszulassen. Vor dem Thore standen einige Soldaten, welche als Ablösung oder eingezogenes Piket hinein wollten.

Jeder ward auf's Strengste examinirt. Die Reihe kam auch an mich.

„Wer bist Du?“ fragte der Unteroffizier.

„Essenkehrer“, antwortete ich mit gepreßter Stimme.

„Wer? fragte er zum zweiten Mal.

„Essenkehrer.“

„Der Teufel kann Dich verstehen“, brüllte er und leuchtete mir mit der Laterne in das berußte Gesicht.

Gott weiß, wie ich in diesem Augenblick auf den halb übermüthigen, halb verzweifelten Einfall kam, ihm eine fürchterliche Fratze zu schneiden und ihm mit weitaufgerissenem Munde ein lautes „Pah!“ entgegen zu schreien.

„I. Du verfluchte Wetterkröte!“ rief er zornig, zog mir mit seinem Stock einen Jagdhieb über und schob mich zum Thore hinaus.

Und da war ich draußen — wirklich draußen! Ich hätte aufschreien mögen vor Freude. Blitzschnell lief ich den Berg hinab und hielt nicht eher an, als bis ich erschöpft, in Schweiß gebadet zu Boden sank.

Ueber mir stand der gestirnte Himmel. Ich streckte meine Arme in tiefer, dankbarer Rührung zu ihm empor. Es war ein Augenblick, den ich nicht vergesse.

Als ich mich einigermaßen erholt hatte, warf ich meine Maske ab, unter der ich meinen gewöhnlichen Jagdanzug trug; nur die Kopfbedeckung fehlte.

Es war eine kalte Oktobernacht. Wolken fingen an, den Himmel zu bedecken, die Sterne verschwanden, und bald machte dicht fallender Schnee es unmöglich, die Wege genau zu unterscheiden.

Von der großen Heerstraße war ich natürlich sofort abgelenkt. Auf unbekannten Nebenpfaden wanderte ich auf's Gerathewohl über Berg und Thal. Wenn ich sehr ermüdet war, kroch ich in's Gebüsch oder hinter die Mauern der Weinberge, um einige Augenblicke zu ruhen.

So mochte ich ungefähr vier Stunden gewandert sein, als ich auf einmal vor einem hohen Spalier stand. Ich vernahm das Schlagen mehrerer Uhren, das Anrufen der Wachen. „Ludwigsburg", sagte ich mir voll Entsetzen, die Spaliere des königlichen Thiergartens erkennend, und schlug eiligst einen seitwärts führenden Pfad ein.

Wieder wanderte ich unaufhaltsam einige Stunden. Jedem Dorfe wich ich aus. Aber die Nacht wurde immer finsterer; der Schnee hatte sich in einen kalten Regen verwandelt; ich sah endlich ein, daß ich, unkundig der Wege, meine Kräfte umsonst verschwendete und, statt die Grenze zu erreichen, vielleicht unversehens wieder bei meinem Kerker anlangen würde.

Ich beschloß daher bis zum Tagwerden zu warten und erklomm einen hohen Berg, unter dessen buschigem Haupte ich einigen Schutz gegen den Regen zu finden hoffte. Kaum hatte ich ein taugliches Plätzchen erspäht und mich niedergestreckt, als die Müdigkeit meine Augen schloß.

Aber Kälte und Nässe rüttelten mich bald wieder auf. Ich sah nach dem Himmel, ob kein Stern sichtbar werde — trostloses Dunkel starrte mir entgegen. Wie mein Auge aber mehr und mehr die Nacht zu durchbohren sich bemühte, bemerkte ich, mir gegenüber und in gleicher Höhe, wandelnde Lichter. Bald darauf glaubte ich deutlich das Anrufen von der Wache zu vernehmen.

Heiliger Gott, das war der Hohenasperg! Nicht eine Stunde konnte ich von ihm entfernt sein. Wie ein gejagtes

Wild sprang ich auf und lief den Berg hinab. Die Angst gab mir neue Kräfte.

Gegen vier Uhr Morgens stand ich vor den noch verschlossenen Thoren einer kleinen Stadt. Ermüdet, von Hunger und Durst gepeinigt und die Nothwendigkeit einsehend, mich zu orientiren, klopfte ich an. Ein altes Männchen erschien und öffnete.

„Woher des Landes?“ fragte er examinirend.

„Von Ludwigsburg, Schneiderbursch, vom Meister geschickt.“

„Zahlt zwei Kreuzer.“

Ich zahlte und ging. Tiefe Stille und Dämmerung herrschte im Städtchen. Das einsame Licht in einem Bäckerhause, an dem ich zugleich das Weinschankzeichen erblickte, zog mich an. Ich faßte Muth, trat ein und forderte einen Schoppen Wein und Brod.

Trefflich ließ ich es mir schmecken. Aber bald merkte ich, daß mir der Genuß des jungen Weins und warmen Brodes theuer zu stehen kommen könnte, denn ich fühlte mich danach sehr unwohl werden, und eine überaus heftige Kolik ließ es mir unmöglich erscheinen, meinen Weg zu Fuß fortzusetzen.

„Kann man hier einen Wagen nach Pforzheim bekommen?“ fragte ich.

„Auf der Post, sonst nicht“, antwortete der Wirth.

Der eintretende Nachtwächter hatte meine Rede vernommen und erbot sich gegen ein Trinkgeld bei einigen Bekannten um ein Fuhrwerk zu fragen. Er kam aber bald unverrichteter Sache zurück. Mir blieb also nichts übrig, als auf die Post zu gehen, wo ich in sehr determinirtem Ton eine Chaise mit zwei Pferden Extrapost nach Pforzheim forderte.

Nach Verlauf einer Stunde fuhr sie vor.

„Was habe ich zu bezahlen, Herr Postmeister?“

„Elf Gulden.“

Eine schöne Summe für den, der nur noch zwei Kreuzer in der Tasche hat.

„Es wird Ihnen wohl recht sein, Herr Postmeister, wenn ich die Zahlung dem Postillon bei meiner Ankunft in Pforzheim gebe. Ich möchte nicht erst Gold wechseln," sagte ich möglichst vornehm und gelassen.

„O freilich," entgegnete er.

„Nein, nein, es muß gleich bezahlt werden!" rief eine kreischende Frauenstimme aus einem anstoßenden Alkoven hervor. „Man kennt ja den Herrn nicht einmal."

„Nun das wird wohl einerlei sein, Madame" — versetzte ich spöttisch — „da ich mit meiner Person dem Postillon für die Bezahlung hafte. Ich mag hier nicht Gold wechseln, da ich in Pforzheim Silbergeld genug habe, das ich später nicht brauchen kann."

Meine Weigerung schien die Dame nur noch mißtrauischer zu machen; sie steckte ihren alten häßlichen Kopf durch die Thür.

„Nichts da, es muß gleich bezahlt werden!"

„Nun, dann muß ich schon sehen, wo ich anderwärts ein Fuhrwerk bekomme. Jedoch um Madame ihr Mißtrauen zu benehmen, wäre ich wohl erbötig, dem Postillon diese Ringe als Pfand zu übergeben und sie auf der Station wieder einzulösen."

Frau Xantippe nahm die Ringe und betrachtete sie mit prüfendem Blick. Sie mußte sie wohl dem Werth des Postgeldes entsprechend finden, denn sie machte keinen weitern Einwand, und ich fuhr glücklich ab.

Ich war nur drei Stunden vom Hohenasperg entfernt; der Weg nach Pforzheim, dem ersten badischen Grenzort, führte zwei Stunden dahin zurück. Wie mein Herz klopfte, als ich meinen Kerker wieder vor mir liegen sah, ihm näher und näher kam und mir sagen mußte, daß nun bald die Morgenstunde eintrat, wo der Gefangenaufseher mich vermissen würde!

Endlich bog die Straße wieder ab. Aber im nämlichen Augenblick fielen drei Kanonenschüsse auf der Festung.

„Was giebt's, Schwager?"

„Es wird einem Deserteur gelten; da müssen die Bauern und Gensdarmen sich versammeln, aufpassen und nachsuchen."

Ich drückte mich zurück in meine Wagenecke. Nach etwa einer Stunde erreichten wir ein Dorf, wo ich die Aussage des Postillons bestätigt und einige Bauern mit Stöcken bewaffnet sah.

„Was macht Ihr hier?“ fragte ich dreist.

„Die Alarmkanone ist gegangen, wir müssen einem Deserteur aufpassen.“

„Nun, so laßt ihn ja nicht entwischen!“ rief ich und fuhr an den gaffenden Eseln vorüber.

Glücklich, ohne weitere Hindernisse, erreichte ich die badische Grenze.

Das Wetter hatte sich ausgetobt, eine klare Oktobersonne stand am Himmel, als ich in vorgerückter Morgenstunde in Pforzheim anlangte. Hier sollte ich den Postillon bezahlen und hatte weder das nothwendige Geld in der Tasche, noch einen einzigen Bekannten in der Stadt. Indessen war mir das Herz doch um Vieles leichter, seit ich das Unglücksland meiner Gefangenschaft im Rücken hatte, und ich vertraute weiter auf Gott und mein gutes Glück.

Wir hielten vor der Post; ich ließ mir ein Zimmer geben und verlangte den Postmeister zu sprechen. Er kam. Ein ernster, wohlwollend aussehender Mann. Ohne Rückhalt entdeckte ich ihm meine Lage und schloß damit, ihm zu sagen, daß mein Schicksal in seiner Hand liege; er könne mich retten oder verderben.

„Sie heißen?“ fragte er nach einem kurzen Bedenken.

„Von François.“

„Und standen bei welchem Regiment?“

„Bei der Jägergarde zu Pferde.“

Er reichte mir die Hand.

„Seien Sie ohne Sorgen! Ihre traurige Geschichte hat auch bei uns allgemeine Theilnahme erregt. Ich werde die Post zunächst bezahlen, und dann sagen Sie mir Ihre weiteren Wünsche.“

„Ich möchte so bald als möglich über die französische Grenze.“

„Freilich, denn hier sind Sie nicht sicher. Wir haben mit Württemberg Cartel. Ich fürchte, man ist Ihnen schon auf der Spur, und wir werden bald nachsetzende Gensdarmen hier anlangen sehen. Ich werde Sie jedoch in meinem Hause verbergen, bis ich mit dem Stadtvogt, der mein Freund ist, zu Ihren Gunsten Rücksprache genommen habe."

Er führte mich eine Treppe höher in ein hübsches, stilles, abgelegenes Zimmer, ließ mich in demselben allein und schloß hinter mir zu.

Seine Vermuthungen sollten sich bald bestätigen. Ich lugte zwischen den Fenstergardinen auf die Straße hinaus und erblickte einen im vollen Trabe ansprengenden Württembergischen Gensdarmen. Er sprach angelegentlich mit meinem Wirth, der eben aus seinem Hause heraustrat. Ein schrecklicher Argwohn durchzuckte meine Seele.

„Du kennst ihn nicht. Wenn er dich verriethe!"

Aber da sah ich auch schon den Gensdarmen grüßend an seine Kopfbedeckung greifen und wieder von dannen reiten.

Ein Stein fiel mir vom Herzen.

Mein Wirth schickte mir ein gutes Mittagbrot und eine Flasche alten Weines auf mein Zimmer.

Nach so vielen Strapazen des Leibes und der Seele war mir die Stärkung ebenso nothwendig als willkommen. Ich aß und trank mit köstlichem Appetit und streckte mich dann auf das Sofa zu einem langen, tiefen Schlaf.

Als ich erwachte, stand mein Wirth vor mir.

„Sie können heute und morgen noch nicht fort von hier", sagte er. „Man wird strenge Nachforschungen halten, aber in meinem Hause sind Sie sicherer als auf der Landstraße. Trauen Sie dem Worte eines redlichen Mannes! Was in meiner Macht steht, werde ich thun, um Ihnen zu helfen."

Ich hatte keine Worte, um ihm zu danken, Thränen traten mir in die Augen; ich segne sein Andenken noch heute.

Er hielt, was er versprach. Am Abend des folgenden Tages brachte er mir einen Hut, einen Stock und einen Carolin Reisegeld.

„Morgen früh um drei Uhr", sagte er, „wird Sie ein sicherer Bote wecken und über den Rhein bringen. Nehmen Sie diesen Empfehlungsbrief an Herrn G. in L., wo Sie weitern Rath und gute Aufnahme finden werden. Reisen Sie glücklich!"

Ich dankte ihm von ganzer Seele und versprach, ihm seine Auslagen so bald als möglich zu erstatten.

Lange vor Tagesanbruch war ich wach. Der Bote kam und führte mich auf unbesuchten Nebenpfaden bis an das Ufer des Rheins.

Als wir dort ankamen, war es zum Uebersetzen zu spät. Wir übernachteten in einem diesseitigen Dorfe. Aber mit den ersten Strahlen der Morgensonne stand ich schon wieder ungeduldig harrend am Strom. Endlich kam der Fährmann herbei. Ich stieg in das Boot.

Es war ein schöner Herbstmorgen. Die stille, einsame, mir völlig unbekannte Gegend trat nach und nach aus ihrem verhüllenden Nebelschleier hervor. Auch ich fühlte, wie es in mir klarer wurde. Die athemlose Flüchtlingsspannung ließ nach, und nur ein tiefer Schmerz blieb, so auf's Ungewisse, wie ein verjagtes Wild, in die fremde Welt hinaus zu müssen.

Die Einzelheiten jener einsamen Frühstunde auf dem Wasser haben sich meinem Gedächtnisse lebhaft eingeprägt. Selbst des Raubvogels erinnere ich mich noch, der hoch über mir in den Lüften kreiste, und den ich um sein einsames Felsennest beneidete. Er wußte doch, wo er daheim war; aber wie lange Zeit konnte noch vergehen, bis ich einmal wieder sichern Boden unter meinen Füßen haben und meinen dornigen Wanderstab niedersetzen würde.

Glücklich betrat ich den französischen Boden. Ich ging nach Lauterburg, wo ich das Empfehlungsschreiben des Postmeisters abgab, welches mir gute Dienste that. Von hier schrieb ich nach Hause an meinen Bruder Friedrich und bat ihn um Geld.

Die Geschichte meiner Gefangenschaft und Verurtheilung war den Meinen mittlerweile bis in die kleinsten Details

bekannt geworden. Mein Bruder Louis hatte sich selbst auf die Reise nach Württemberg begeben, um zu sehen, ob sich nicht an Ort und Stelle etwas für meine Befreiung thun lasse. Er kam nur bis Frankfurt a. M. Dort, an einer zahlreich besetzten table d'hôte hatte sich ein Fremder des Wortes bemächtigt und erzählte unter lebhafter Theilnahme seiner Zuhörerschaft, daß er von Ludwigsburg komme, wo eben die Alarmkanone gegangen sei, um die wunderbare, fast unglaubliche Flucht eines ungerechter Weise erst zum Tode, dann zu lebenslänglicher Haft verurtheilten jungen Offiziers vom Hohenasperg zu verkündigen.

Meinem Bruder zitterte das Glas in der Hand.

„Kennen Sie den Namen des Flüchtlings?“ fragte er mit gepreßter Stimme.

„Ich würde ihn wiedererkennen, wenn ich ihn hörte.“

„Hieß er — von François?“

„Richtig, und stand bei der Jägergarde, wie man mir sagte.“

Mein Bruder erhob sich.

„Meine Herren, thun Sie mir Bescheid auf das Wohl des armen Entsprungenen. Er ist mein Bruder, und ich kam her, um nach ihm zu sehen.“

Ein donnerndes Hoch erschallte.

Der gute Louis hat später noch oft von dem ergreifenden Eindruck dieser Augenblicke gesprochen. Gern hätte er meine Spur weiter verfolgt, aber wie war das möglich in einem fremden Lande, wo ich mich auf der Flucht und unter fremdem Namen befand? Er gab seine Nachforschungen auf und reiste heim.

Für mich aber begann jetzt ein Stück Leben, Flüchtlingsleben vor vierzig Jahren — heute würde es sich vielleicht anders gestalten —, auf das ich jetzt in der Erinnerung wie auf einen bunten, verworrenen Traum zurückschaue.

Die erste Gefahr der Entdeckung und Einholung war beseitigt; einen Paß, auf den Namen G. lautend, hatte ich mir zu verschaffen gewußt. Aber bei dem leidenschaftlichen,

persönlich rachsüchtigen Geiste Friedrichs I. konnte ich mich weder in Frankreich, so hart an der Grenze, noch in den benachbarten Schweizergegenden, wohin ich mich später wandte, vor württembergischen Nachstellungen gesichert fühlen. Ich mußte acht Wochen in Lauterburg bleiben, um die Antwort meines Bruders Friedrich abzuwarten. Endlich kam sie; er schickte mir vierzig Friedrichsdor und hoffte, daß ich bald in die Heimath zurückkehren würde.

Dazu konnte ich mich aber noch nicht entschließen. Der Friede, der in Deutschland herrschte, gähnte mich hoffnungslos an. Mein Sinn stand nach Krieg; im Kriege allein glaubte ich meinen Platz und mein Fortkommen zu finden.

Mein Plan war daher, über Frankreich nach Spanien zu gehen und bei der dort befindlichen englischen Armee Dienst zu nehmen. Ich reiste nach Straßburg, um nähere Erkundigungen über die spanischen Verhältnisse einzuziehen. Dort aber fand ich die Zeitungen bereits mit Nachrichten über die Siege Napoleons in Spanien erfüllt; Alles schien zu einem baldigen, für das arme Land unglücklichen Abschluß oder Abschnitt des Krieges hinzudrängen.

Eine große Niedergeschlagenheit überkam mich, als ich mir auch diesen Ausweg versperrt sah. Was blieb nun übrig, als die traurige aussichtslose Rückkehr in die Heimath? Französische Dienste hätte ich bekommen können, aber dagegen sträubte sich meine ganze Seele.

Ich überzählte meine Baarschaft — die Hälfte derselben hatte ich für die Lauterburger Wirthshausrechnung hingeben müssen — und fand, daß sie für die Rückreise ausreichen würde, wenn ich den größten Theil derselben zu Fuße zurücklegte. Ueber Baden, die Schweiz und Bayern wollte ich gehen. Ein unerwarteter Reisegefährte gesellte sich zu mir, Baron v. W. Er war ein alter Bekannter von mir, ein ehemals preußischer Offizier, der nach der Schlacht von Jena als Kriegsgefangener nach Nancy geführt und in Folge des Tilsiter Friedens wieder freigegeben worden war. Entblößt von allen Mitteln, abgeschnitten von seiner Familie, mit der

er übrigens, wie ich später merkte, zerfallen war, hatte er sich unter dem Namen eines Schauspielers Ackermann der Guttmannschen Truppe angeschlossen, die während meines Aufenthaltes in Lauterburg dort Vorstellungen gab.

In jener Zeit der gelockerten Verhältnisse, verschobenen Grenzen und reducirten Armeen gab es viele derartige, aus ihrer natürlichen Bahn gewichene Existenzen. Dennoch machte es mir einen überraschenden, anfangs kaum glaublichen Eindruck, als ich meinen ehemaligen Bekannten eines Abends auf der Lauterburger Bühne agirend erblickte. Auch er hatte mich erkannt. Nach der Vorstellung kam er zu mir und erzählte mir seine Geschichte.

Ich versuchte ihn von seiner Laufbahn abzubringen und ihn zu einer Versöhnung mit seiner Familie zu bewegen. Aber er lehnte es lachend ab und schien sich in seinem neuen Stande sehr zu gefallen.

In Straßburg sah ich ihn wieder, jedoch diesmal in großer Bedrängniß. Die Guttmann'sche Gesellschaft hatte Bankrott gemacht, und er konnte nicht gleich ein neues Engagement finden.

Da mich seine Noth dauerte, bot ich ihm ein Plätzchen in meiner Stube an — ich wohnte bei einem freundlichen deutschen Studenten, Namens Lips —, welches er dankbar annahm. Nun erbot er sich, mich auf meiner Reise zu begleiten, da es ihm gleich sei, unter welcher Himmelsgegend er sein Glück versuche. Er war ein ziemlich leichtsinniger Gesell, zu dem es mich innerlich wenig hinzog. Aber das Verhängniß der Landstraße hatte uns zusammengeführt; ein oft gar wunderliches Verhängniß, von dem der ehrsame Bürger, der ruhig daheim im eigenen Federbette schläft, sich schwerlich etwas träumen läßt.

Am vierundzwanzigsten Januar 1809 traten wir unsere Reise an. Wir gingen über Kehl nach Lahr, wo wir über Nacht blieben. Hier begegnete mir ein großes Unglück, indem mir meine Baarschaft, die ich in meinem Mantelsack verwahrte, auf unbegreifliche Weise gestohlen wurde. Ich gerieth dadurch

in die höchste Noth. Aber mein Begleiter, obwohl er von meiner Unterstützung lebte, schien die Sache leicht zu nehmen. Er behauptete, es sei ihm ein Kinderspiel, ohne Geld mit allem Anstand durch die Welt zu kommen, und da ich großmüthig gegen ihn gehandelt habe, so wolle er gegen mich ebenso handeln und mich seine Kunst lehren; ich müsse Schauspieler oder Deklamator werden.

„Warum nicht gar Luftspringer," unterbrach ich ihn mit bitterm Spott.

„Freilich, das wäre das Beste," gab er kaltblütig zur Antwort. „Du bist für das Ballet wie geschaffen. Ich erinnere mich, daß Du in unserer Garnison der beste und graziöseste Tänzer warst."

Gewiß ist es schon manch' Einem begegnet, daß er sich später gezwungen sah, auf eine Zumuthung einzugehen, die er anfangs mit Entrüstung oder mit Lachen als eine Unmöglichkeit von sich gewiesen hatte. Ich wenigstens war auf dem Wege eine solche Erfahrung zu machen. Ueber Mühlberg, Eltenheim, Kenzingen bis Freiburg reichten die paar Groschen, die ich in der Tasche trug, für mich und meinen Gefährten. Dort aber waren mir Noth und Verfolgung dicht auf der Ferse. Ich sah keinen Ausweg mehr als den, den W. mir mit der größten Dringlichkeit immer von Neuem vorschlug. Um es kurz zu sagen, unter dem Titel eines Pariser Balletmeisters stellte ich mich dem Direktor der ziemlich guten Freiburger Schauspielergesellschaft vor. Ich ward sehr artig empfangen und mit einem Honorar von sechs Friedrichsdor für eine Gastvorstellung engagirt.

W. erhielt vier Friedrichsdor für ein Gastspiel am selbigen Abend.

Mir klopfte das Herz gewaltig, als die Stunde der Vorstellung kam. Das Theater war sehr besucht. Ich trank zuvor eine Flasche Wein, um mich zu stärken, und tanzte dann unter dem lauten Applaus des Publikums ein Solo Matelot, Kosacque und ein Pas à la Vestris, wie ich es wohl früher auf Bällen zu meinem Vergnügen gethan hatte. Womit ich

den Applaus verdiente, weiß ich freilich nicht zu sagen und besaß auch in meiner traurigen Lage nicht einmal Humor genug, um mich seiner zu freuen. W. erklärte mir am andern Morgen, daß er ein Engagement gefunden habe und in Freiburg bleiben werde. Ich hatte von ihm und seiner Freundschaft nichts Besseres erwartet und beschloß, so eilig wie möglich nach Hause zu reisen und nur im äußersten Nothfalle von meiner Kunst Gebrauch zu machen.

Noch ehe es Mittag geworden war, klopfte ein armer, sehr schäbig aussehender Schauspieler, der größtentheils von Kollekten lebte, bei mir an. Er sprach viel von den schlechten Zeiten, in denen die Kunst nicht nach Verdienst belohnt würde, und als ich ihn durch ein kleines Geldgeschenk abfinden wollte, rückte er mit seiner Meinung heraus, daß ein solcher Herr, wie ich, doch unmöglich ohne einen Bedienten bleiben könne; da er gehört habe, ich wolle meine Kunstreise fortsetzen, so hoffe er, wenn ich ihn als Diener annähme, mir bei meinen Vorstellungen nützlich sein zu können.

Ich überlegte und fand den Vorschlag so übel nicht. Da ich allein und zu Fuße reiste, konnte ich allerdings einen Menschen brauchen, der mir die Jagdtasche nachtrug. Ich engagirte ihn daher unter sehr billigen Bedingungen und mit dem Vorbehalt, ihn jeden Augenblick fortschicken zu können.

So wanderten wir selbander über Mühlheim, die kalte Herberge, Basel, Rheinfelden, das nicht unberühmte Städtchen Sickingen u. s. w.

Die großartige Schweizer Winterlandschaft, die wir, an den Ufern des Rheins entlang schreitend, passirten, verlieh dieser Wanderung eine besondere Färbung. Ich gab hie und da ein Deklamatorium, in welchem ich Schiller'sche und Bürger'sche Balladen vortrug und bald eine größere, bald eine geringere Einnahme damit erzielte. Mancherlei kleine Anknüpfungen boten sich mir dar. In einem winzigen Provinzialstädtchen suchte mich der Schulmeister des Ortes auf und vermochte mich, mit seinen Töchtern Theater zu spielen, die leidenschaftliche Dilettantinnen waren. In Sickingen

ward ich zum Ball gebeten und von der jungen, hübschen Frau Oberförsterin auf's Schmeichelhafteste ausgezeichnet. Sie lud mich für den andern Tag zu Tisch, da sie hörte, daß mein Weg an ihrer Besitzung vorbeiführe, und ich sollte durchaus für längere Zeit als Gast in ihrer Familie bleiben. Das Letztere lehnte ich ab, um mein fahrendes Leben, welches mir ohnehin wenig zusagte, nicht unnütz zu verlängern.

Ueber Baden ging ich nach Zürich. — Ich hatte meinen Diener mit dem Gepäck dorthin vorausgeschickt und wunderte mich, denselben nicht zu finden. Auch am zweiten und dritten Tage meines Aufenthaltes stellte er sich nicht ein. So mußte ich mich denn entschließen, meine Reise allein fortzusetzen.

In Winterthur gab ich ein Deklamatorium und hatte eine sehr gute Einnahme. Die Winterthurer Mädchen sind auffallend hübsch; sie haben eine kleidsame Tracht und ein fröhliches gesangreiches Wesen. Ich wohnte dort einer Hochzeit auf einem Dorfe bei und werde den anmuthigen lebendigen Eindruck dieses Festes nie vergessen. Um so häßlicher und in ihrer Kleidung geschmackloser sind die Appenzellerinnen.

In St. Gallen mußte ich einige Tage ausruhen, da meine Füße geschwollen waren und den weiteren Dienst versagten. Ich lag am dritten Tag noch zu Bett, als es an die Thür klopfte und mein verlorener Sancho Pansa eintrat. Er erzählte mir, daß er sich von Sickingen nach Schaffhausen verirrt habe, dort wegen mangelnden Passes arretirt und erst nach einigen Tagen in Freiheit gesetzt worden sei. Gestern sei er hier angelangt und heute Morgen vor die Polizei gefordert worden, wo man sich angelegentlich nach meiner Person erkundigt habe.

Er hatte kaum ausgeredet, als man abermals anklopfte.

Ein Civilist trat ein und forderte meinen Paß.

Ich übergab ihm denselben.

Er steckte ihn zu sich und sagte, daß er ihn zum Polizeipräsidenten bringen müsse; wenn ich abreisen wolle, möge ich die Güte haben, ihn dort abzuholen.

„Freund“, sagte ich, als er fort war, zu meinem Bedienten,

„Hier ist es nicht geheuer. Heute Nachmittag reisen wir in aller Stille ab nach Bregenz.“

Als ich Mittags an der table d'hôte speiste, trat ein Grenzjäger in die Stube, sprach heimlich mit dem Wirth und entfernte sich wieder.

Doch sah ich, daß er im Nebenzimmer blieb und keinen Blick von mir verwandte.

„Es ist die höchste Zeit zur Flucht“, dachte ich, leerte mein Glas Wein, bezahlte die Zeche und ging auf mein Zimmer, wo mein Diener schon die Jagdtasche gepackt hatte.

Wie ich mit ihm auf die Straße trat, bemerkte ich zwei Polizeidiener, die uns in einiger Entfernung folgten. Ich faßte schnell meinen Plan und wandte mich an einen derselben.

„Wo wohnt der Polizeipräsident?“ fragte ich.

„In jenem Eckhause!“ antwortete er mit einem boshaften Lächeln.

Rasch ging ich mit meinem Bedienten in das bezeichnete Haus und die Treppe hinauf. Durch ein Fenster des Vorsaals gewahrte ich, wie die beiden Polizeidiener der Hausthür gegenüber Posto faßten.

„Höre“, sagte ich zu meinem Bedienten, „den Kerls ist an Deiner Person nichts gelegen. Lauf, was Du kannst, zum Hause hinaus! In Bregenz treffen wir uns wieder.“

Gesagt, gethan! — Kaum aber stürzte mein Getreuer in wilder Flucht auf die Straße, als die beiden Tölpel ihren Posten verließen und ihm wie besessen nachrannten. Nun war auch ich mit zwei Sätzen draußen, eilte mit möglichster Schnelle in entgegengesetzter Richtung aus der Stadt, sprang über eine Weinbergsmauer, erkletterte die hohen waldigen Gebirge und athmete wieder frei.

Rastlos wanderte ich eine Weile fort auf der Höhe und suchte nach einem Standpunkt, um die richtige Direktion nach dem Bodensee zu entdecken. Bald erblickte ich denn auch den Spiegel dieses schönen Sees. Eine wundervolle freie Aussicht bot sich mir dar, und ich lagerte mich, um mich in ihr Anschauen zu versenken.

Sowie aber die Schatten sich verlängerten, griff ich meinen Wanderstab wieder auf und eilte weiter auf ungebahnten, klippenreichen Wegen. Die Nacht breitete ihren schwarzen Fittig über die Gegend. Es wurde bitter kalt. Mein einziger Wunsch war, eine Hütte zu finden, denn meine Füße wollten mich kaum mehr tragen. Dennoch mußte ich weiter, Abhänge hinauf und hinab, zuweilen watend durch ellenhohen Schnee, zuweilen rauschendes Wasser auf schwankenden Baumstämmen überschreitend. Endlich Licht in einer kleinen Hütte! Es war zehn Uhr. Ein Mädchen stand an der Thür.

Ich bat um Obdach.

„Verstehe kein Welsch“, antwortete sie in unfreundlichem Tone.

Ich wiederholte meine Bitte, sagte, daß ich von Frost erstarrt sei und den Weg nach Bregenz verloren habe.

„Dort geht der Weg!“ kreischte sie und schlug mir die Thür vor der Nase zu.

Weiter, weiter! Es war eine furchtbare Nacht. Zwei Stunden noch irrte ich in der Wildniß des rauhen Schweizergebirges umher, bis ich eine große Chaussee und bald auch ein Dorf erreichte. Dort aber ging es mir zu lebhaft zu; es war eine starke Passage; ich fühlte mich nicht sicher und bog ab. Der Himmel überschüttete mich mit Schnee. Endlich wieder ein einsames Gehöft! Ich wollte nicht in's Haus treten, nur Schutz suchen in einem Schuppen; aber die Hunde litten keine Einquartierung. — Abermals weiter! — Da konnte ich nicht mehr. Hunger, Mattigkeit, Schnee und Kälte ließen mich fast zusammenbrechen. Ich fühlte, es ging an mein Leben. Mit letzter Kraft schleppte ich mich nach einem einsamen Häuschen. Ich pochte an.

„Werda?“ rief eine Stimme.

„Ein verirrter Wanderer, den das ungestüme Wetter nöthigt, um ein Obdach zu bitten.“

„Es ist Nacht, wir lassen Niemand ein.“

„So habt doch Mitleid! Ich vergehe vor Kälte.“

„Wieviel sind Euer?“

„Ich bin allein, verirrt auf dem Wege nach Bregenz.“

Ein Murmeln und Flüstern drinnen, dann wurde Alles wieder still.

„Um Christi Barmherzigkeit, so macht doch auf!“ rief ich.

„Es könnten Euer doch mehrere sein!“ sagte die Stimme von innen.

„So seht zum Fenster hinaus und überzeugt Euch.“

Das Fenster ward vorsichtig zurückgeschoben; darauf hörte ich Feuer schlagen, und die Thür öffnete sich. Ein seltsam komischer Anblick bot sich mir dar. Die Familie war in einer kleinen, ärmlichen, aber äußerst saubern Küche versammelt, in die man unmittelbar aus dem Freien gelangte. Voran stand ein bejahrter Mann mit einer Holzaxt bewaffnet. neben ihm seine Frau und ein Knabe, Beide Ofenkrücken in den Händen haltend, zuletzt ein hübsches junges Mädchen mit erhobener Feuerzange.

Kaum war ich eingelassen, als die Thür wieder sorgfältig hinter mir verriegelt ward. Man betrachtete mich anfangs neugierig und mißtrauisch, beruhigte sich jedoch, als ich mich für einen Spitzenhändler aus Feldkirch ausgab, der sich bei dem Schneegestöber verirrt habe und bei anbrechendem Tage weiter wolle.

Ich sah nun, daß ich es mit einfachen, gutherzigen, nur etwas furchtsamen Leuten zu thun hatte, deren Vorsicht in jener Zeit und bei der einsamen Lage ihres Häuschens vielleicht nicht einmal ganz ungerechtfertigt war. Sie wiesen mir die Ofenbank zum Nachtlager an, labten mich am andern Morgen mit Brot und Milch, waren aber durchaus nicht zu bewegen, eine Bezahlung anzunehmen.

Ich setzte nun meine Reise fort, langte nach einigen Stunden an der Ueberfahrt über den Rhein und, nachdem ich den Fluß passirt hatte, in einem Dorfe an. Hier kaufte ich mir etwas Brot und ging dann weiter nach Bregenz. Der Morgen war wunderschön; ich konnte mich nicht satt sehen an dem klaren Krystallbecken des Bodensees mit seinen hundert und aber hundert weißen Segeln und flatternden Seevögeln

und den malerisch am Ufer gelegenen Städten, die sich in dem Silbersee spiegelten, während ein tiefblauer Himmel, im hellsten Sonnenglanz prangend, darüber ausgespannt war. Selbst ein so gebeugtes Gemüth, wie das meine, mußte sich an diesem herrlichen Anblick erquicken.

In Bregenz angekommen, fand ich meinen Diener nicht vor; ich ging weiter, drei Stunden über Kempten hinaus, nichts als Wasser und trocken Brot zu mir nehmend, da meine Börse mir keine Einkehr gestattete. Es war schon Abend, als ein Bauer mich mit seinem Wagen überholte.

„Woher des Landes?“ rief er mir zu.

„Aus Spanien.“

„Da habt Ihr einen weiten Weg gemacht und könnt wohl viel erzählen?“

„Manches, aber nichts Gutes.“

„Wie weit wollt Ihr denn noch heute?“

„So weit mich meine Füße tragen.“

„Wißt Ihr was? Setzt Euch auf meinen Wagen und bleibt in unserm Dorfe. Da ist ein gutes Wirthshaus.“

„Wird auch wohl theuer sein?“

„Der Wirth ist ein ehrlicher Kerl und mein Schwager. Er hat einen Sohn in Spanien, und wenn Ihr brav was von dort erzählt, macht er die Zeche billig.“

Ich stieg zu dem Bauer auf, wir fuhren im scharfen Trabe davon, und er setzte mich am Wirthshause ab.

„Ich komme auch noch ein bischen herein, wenn ich ausgespannt habe, und dann trinken wir einen Schoppen zusammen“, sagte er gutmüthig.

Ich wurde in dem reinlich und behaglich aussehenden Gasthofe auf's Freundlichste aufgenommen, trefflich bedient, aber sehr ausführlich ausgefragt, da man hörte, daß ich aus Spanien käme. Unaufgefordert holte der Wirth seinen besten Wein aus dem Keller, und die Wirthin trug große dampfende Schüsseln auf. Auch der Schwager stellte sich versprochnermaßen wieder ein mit seinem kurzen Pfeifchen und mit ihm noch einige andere Bauern, die jedem meiner Worte mit ge-

spannter Neugier lauschten. Die gute Pflege that mir sehr wohl, und ich würde mich überhaupt unter den einfachen biederen Menschen ganz behaglich gefühlt haben, wenn der Gedanke an die Bezahlung mich nicht im Stillen beunruhigt hätte.

Glücklicherweise war ich im Besitz von ein paar Medaillen, den Straßburger Münster und den Marschall von Sachsen darstellend, die meines Wirthes Verlangen lebhaft reizten. Ich bot sie ihm zum Kauf, und er erklärte damit meine Zeche über und über gedeckt. Sorglos konnte ich mich nun in das weiß überzogene Himmelbett niederlegen und so köstlich, wie lange nicht mehr, bis in den hellen lichten Morgen hinein schlafen.

Nach einem achtstündigen Marsch langte ich am andern Tage in Kaufbeuren an. Hier nöthigte mich mein leerer Beutel, ein letztes Deklamatorium zu geben, welches großen Beifall fand und mir so viel einbrachte, daß ich meine Reise über Augsburg, Donauwörth, Monheim, Schwabach bis Nürnberg fortsetzen konnte. Freilich ging ich immer zu Fuße und machte an einem einzigen Tage einmal zehn Meilen.

In Nürnberg aber blieb ich liegen. Meine Füße waren geschwollen, und ich mußte abermals um Geld in die Heimath schreiben. Nach sechs Wochen erhielt ich dasselbe; ich setzte mich auf die Post, verfolgte meinen Weg nach Sachsen ohne weitere nennenswerthe Abenteuer und langte endlich in Niemegk an, wo ich nach so vielen schmerzlichen Irrfahrten in den Armen meiner Brüder Ausruhen und Vergessen fand.

4. Unter Schill.

Ein unthätiges Leben auf den Gütern meiner Verwandten konnte mir auf die Dauer so wenig wie früher zusagen. Nachdem das erste Freudengefühl über meine wunderbar gelungene Rettung sich gelegt hatte und die körperliche und geistige Abspannung, welche den maßlosen Aufregungen und Anstrengungen der württembergischen Katastrophe folgte, der wiederkehrenden Jugendkraft gewichen war, erwachte in mir das natürliche Verlangen, mich auf's Neue im Kampf des Lebens zu versuchen. Vergebens aber sann ich, wie ich dieses Verlangen befriedigen könnte. Die dumpfe thatenlose Schwüle, zu der ich nicht nur mich, sondern um mich herum das gesammte Vaterland verurtheilt sah, drückte mich fast zu Boden.

In diese trübe, trostlose Zeit — im dritten Jahre bereits hatte Deutschland die Schmach der übermüthigen Franzosenherrschaft ertragen — fiel Oesterreichs Erhebung (April 1809) wie der erste Morgenstrahl der wieder zu erringenden Freiheit. Die Herzen der Patrioten lebten auf in neuer Hoffnung. Jetzt oder nie mußten die unwürdigen Fesseln gebrochen werden. Alles hing davon ab, daß der günstige Augenblick nicht ungenützt vorüberging, daß Oesterreichs kühner Vorgang Preußen zu rascher Nachfolge und einem gemeinsamen Handeln belebte und ein entschlossenes deutsches Land sich im Rücken des Feindes erhob, während derselbe mit seinen Truppen an der Donau kämpfte.

Als aber die preußische Regierung dennoch zögerte, glaubte der Einzelne, seine Zeit zu entscheidender That sei gekommen.

Am 28. April 1809, Nachmittags vier Uhr, verließ der Major von Schill Berlin unter dem Vorgeben eines Uebungsmarsches mit seinem Regimente, zweite Brandenburgische Husaren. Unterwegs ließ er Halt machen und eröffnete dem Regimente, daß es nicht seine Absicht sei, in die Garnison zurückzukehren, sondern unverzüglich in's Feld zu rücken und das deutsche Volk in die Waffen zu rufen gegen die fremde Gewaltherrschaft. Jubelnd stimmten Offiziere und Soldaten ihm bei. Keiner, der daran dachte, was er etwa zurückließ, oder der die Gefahr des eigenmächtigen Unternehmens achtete. War doch das Regiment seinem tapfern und bewährten Führer mit Leib und Seele ergeben; war doch in jedes Einzelnen Brust der Haß gegen Frankreich bis zum Aeußersten gestiegen.

Schill wandte sich zuerst nach Sachsen, und die Kunde seines Unternehmens flog ihm nur wenige Schritte voraus.

Es war am 30. April, als ich mit meinem Bruder Friedrich, von einem abendlichen Spaziergange heimkehrend, das Städtchen (Niemegk) in geheimnißvoller Aufregung und von den merkwürdigsten Gerüchten erfüllt fand. Der Major von Schill — so hieß es — stehe mit seinem Korps schon hart an der Grenze, bereit, dieselbe in jedem Augenblicke zu überschreiten; ein größeres Heer ziehe ihm nach, der Krieg zwischen Preußen und Frankreich sei so gut wie eröffnet.

Mein Herz begann bei diesen unerwarteten Nachrichten mächtig zu klopfen. Die Schmach von Jena brannte auf's Neue, und die Erinnerung an den demüthigenden Abzug von Erfurt entfesselte meine ganze Kampfeslust. Ich glaubte ein Märchen zu hören, und der Wunsch, daß das Gehörte dennoch Wahrheit sein möge, raubte mir fast den Athem. Kaum, daß ich vermochte, meine ungeduldige Spannung bis zum andern Morgen zu zügeln.

Am andern Morgen aber, noch ehe der Tag graute, stand Bruder Fritz an meinem Lager, mich leicht am Arme rüttelnd:

„Ermuntre Dich, Karl, Dein Kummer naht seinem Ende Schill ist da!“

Wer jemals mit einer brennenden Sehnsucht im Herzen schlafen gegangen und durch das Wort der Erfüllung geweckt worden ist, der wird mein Entzücken begreifen. Die Gerüchte des gestrigen Abends hatten sich, wenigstens was den ersten Theil derselben betraf, über Erwarten schnell bestätigt. Die sächsische Grenze war etwa eine halbe Stunde von Niemegk von den Schill'schen überschritten worden, das Korps zog weiter gen Wittenberg, Schill selbst hielt eine flüchtige Rast und Einkehr auf dem Gute Niemegk, hauptsächlich um bei meinem Bruder, der ihm als patriotischer Gesinnungsgenosse bekannt war, über Land und Leute Erkundigungen einzuziehen und dessen gute Specialkarten zu benutzen.

Kaum hatte ich diesen Zusammenhang schneller noch errathen als vernommen, als ich wie ein Sturmwind in den Kleidern war und die Treppe hinabflog in das Familienzimmer zu ebener Erde, wo der hochwillkommne Gast, der kühne Streiter von Colberg, der Held der unglaublichen Kunde, die seit gestern unser Aller Gemüth erfüllt hatte, sich freundlich zu meiner Begrüßung erhob.

Der Bund der Treue, das Gelübde der Hingabe und Anhänglichkeit an das heilige Befreiungswerk war schnell mit Kuß und Handschlag besiegelt. Ich trat als Offizier in Schill'sche Dienste und versprach meinem Chef, der bald wieder aufbrach, ihm noch in der nämlichen Stunde zu folgen, um zunächst sein Führer zu sein bis in die mir wohlbekannte Festung Wittenberg, welche man durch Ueberrumpelung zu nehmen gedachte und um so mehr zu nehmen wünschte, als auf ihrem Amte bedeutende Geldmittel deponirt waren.

Es kann nicht meine Absicht sein, den allbekannten und oft beschriebenen Verlauf des Schillzuges hier noch einmal zu beschreiben. Ich habe mir die Aufgabe gestellt, meine persönlichen Erlebnisse zu erzählen, und nur, wo es der Zusammenhang erfordert, werde ich an einige wesentliche allgemeine Punkte erinnern.

Ich fühlte mich als Schill'scher Offizier sehr glücklich und so recht eigentlich in meinem Elemente. Ein erhebendes Ziel

vor Augen und dazu ein keckes, entschlossenes Reiterleben, in dem jeder neue Tag ein neues Stück Arbeit brachte, das war's, dessen ich zur frischen, fröhlichen Entwickelung meiner Natur bedurfte. Gleichgesinnte, zu thatkräftiger Vaterlandsliebe entflammte junge Männer, die vor keinem Wagniß zurückschreckten, strömten Schill von allen Seiten und aus allen Ständen als Freiwillige zu. Freude und Begeisterung herrschten unter seiner Fahne. Man hoffte auf Oesterreichs Sieg, auf den gleichzeitigen Aufstand des Freiherrn von Dörnberg in Westphalen, auf die unwiderstehliche, ganz Deutschland mit sich fortreißende Macht eines kühnen Beispiels.

Das Glück schien uns anfangs nicht abhold. Zwar der Plan, Wittenberg zu nehmen, war zu früh entdeckt und darum unausführbar geworden. Aber kleine kühne Streifzüge nach Dessau, Saalhorn, Halle und Köthen brachten um so bessern Erfolg.

Gegen Köthen hatte ich den Vortrab zu führen, da ich Land und Verhältnisse am besten kannte. Tief in der Nacht kam ich mit einem kleinen Detachement Jäger dort an. Der uns übelgesinnte Herzog hatte sich klüglich entfernt und die also ihrem Schicksal überlassene kleine Residenzstadt hielt feindselig ihre Thore bewacht und geschlossen. Eine Kriegslist aber sollte sie uns bald öffnen. Ich hatte von Dessau ein altes Posthorn mitgenommen, in welches ich lustig hineinstieß und mich als eine vom Herzog kommende Stafette ankündigte.

Das Thor ward vorsichtig geöffnet; im nämlichen Augenblicke drängten sich meine versteckt gehaltenen Jäger hindurch; die Wachen mußten sich ergeben, und als bald darauf unser Nachtrab unter Lieutenant von Lützow anlangte, war das Städtchen vollends in unserer Gewalt. Wir konnten eine hübsche Beute an Waffen und Pferden, sowie viele neugeworbene Mannschaften mit uns fortführen.

Das war am 2. Mai. Aber leider sollte sich bald darauf der Horizont unseres mit so fröhlicher Zuversicht begonnenen Unternehmens verdüstern. Trotz vielfachen Zulaufs

im Einzelnen blieb doch die allgemeine nationale Erhebung aus, auf die wir so sicher gerechnet hatten. Ach, es war Alles in Allem nur ein geringes Häuflein, das sich durch eine kühne Kavalleriefanfare zu vorzeitigem Aufbruch hatte wecken lassen, während die leitenden Kräfte am Staatsruder vorsichtig zögerten und das Gros des Volkes sich träge und furchtsam, wie in einem bleiernen Traume befangen, in seinen Ketten dehnte. Bei aller Treue und Hingebung konnten wir den heranrollenden Schicksalswogen nicht Stand halten.

Schon der 4. Mai brachte eine Hiobspost über die andere. Dörnberg's Aufstand war gescheitert; vom General L'Estocq, dem Gouverneur von Berlin, ging ein mit heftigen Vorwürfen angefülltes Schreiben ein, welches Schill zur sofortigen Rückkehr aufforderte, um sich den Folgen seines unverantwortlichen Schrittes zu unterwerfen. Schwerer aber als alles Andere traf uns die Nachricht, daß Erzherzog Karl bei Regensburg total geschlagen und zum Rückzug in den Böhmerwald genöthigt worden sei.

Nach dieser letzten Kunde war wohl in Wahrheit für den Schillzug wenig mehr zu hoffen. Schill selbst wurde zweifelhaft, was zu thun sei. Er berief die Offiziere zum Kriegsrath; die Meinungen waren getheilt, aber Jugendmuth und Entschlossenheit siegten über alle Bedenken. Nach langer Debatte wurde entschieden, daß man nicht nach Berlin zurückkehren, sondern den Krieg fortsetzen und im schlimmsten Falle einen rühmlichen Untergang suchen wolle.

Bei Dodendorf kam es am 5. Mai zu einem blutigen Zusammenstoß mit französischen und westphälischen Truppen. Der Ruhm dieses Tages ist in der Geschichte verzeichnet; aber schmerzlich waren die Opfer, die er aus unseren Reihen an ritterlichen Offizieren und braven Soldaten forderte.

Von Dodendorf wandte sich Schill, da er das Terrain um Magdeburg nicht mehr für sicher genug hielt, nach der Altmark und begab sich über Tangermünde nach Arneburg, wo er Kantonnementsquartiere bezog, um die neugeworbenen Soldaten einzuüben und Waffen und Bekleidung herbeizu-

schaffen. Ich aber hatte bereits am 6. Mai ein selbstständiges Kommando erhalten und mich von dem Korps abgezweigt, um erst einige Tage später wieder zu ihm zu stoßen.

Mein Auftrag lautete, mit einem Unteroffizier und elf Husaren in die Gegend von Halberstadt zu gehen, dort Erkundigungen über den Feind einzuziehen, Rekruten zu werben, Proklamationen zu verbreiten und überhaupt nach Möglichkeit zu Gunsten des Korps zu wirken.

Es mochte Morgens elf Uhr sein, als ich in dem kleinen Städtchen Gröningen unweit Halberstadt anlangte und dort ein zu gleichem Zwecke entsendetes Kommando von einem Unteroffizier und etlichen Husaren vorfand. Mehrere Einwohner kamen uns mit Erfrischungen entgegen und forderten mich auf, Halberstadt, welches nur mit fünfzig Mann Präfektengarde besetzt sei, zu überrumpeln. Es sei dies um so leichter, meinten sie, weil die dortigen Einwohner, welche, vom Heranrücken Schill'scher Truppen unterrichtet, die Absendung der westphälischen Kassen verzögert hätten, uns mit Begeisterung empfangen würden.

Bei jungem, raschem Blute war mein Entschluß bald gefaßt. Ich ließ eine Viertelstunde vor Halberstadt auf gerader Chaussee scharf zureiten, damit die geringe Anzahl meiner Husaren nicht erkannt würde. Am Thore der Stadt fand ich viele Einwohner versammelt, welche mein Erscheinen mit Hurrahruf und Hüteschwenken begrüßten.

Schnell passirte ich das Thor; die dort befindliche Bürgerwehr präsentirte, und in gestrecktem Galopp ging es durch die Straßen nach dem Marktplatz. Hier auf der Hauptwache stand ein Offizier mit fünfzig Mann Präfektengarde. Sie machten Miene, sich zu vertheidigen, jedoch auf mein Kommando „Marsch, Marsch, Hurrah!“ ließen sie es zum Einhauen nicht kommen und streckten die Gewehre.

Sie wurden entwaffnet, die Gutgesinnten entlassen, der Offizier und einige noch Widerstrebende in die Wachtstube gesperrt.

Nun eilte ich mit drei Husaren nach der Wohnung des französischen Kommandanten.

Sein Haus war geschlossen, und da meine Aufforderung zum Oeffnen erfolglos blieb, feuerte ich eine Pistole in's Fenster ab. Als sich in Folge dessen die Thür aufthat, traten mir, zu meinem nicht geringen Erstaunen, zweiunddreißig Nationalfranzosen in Wehr und Waffen entgegen.

„Ergebt Euch! die Stadt ist erobert!" herrschte ich sie mit lauter Stimme an.

Verdutzt sahen sie einander an, erwiderten „Pardon" und stellten ihre Gewehre zusammen.

Sogleich wurden sie in einem Keller untergebracht und dieser verschlossen. Auch der Oberst wurde bald darauf, als er eben über die Gartenmauer flüchten wollte, von einem Husaren ergriffen und eingebracht. Da sich aber herausstellte, daß er krank war, ließ ich ihn auf sein Ehrenwort als Gefangenen in seiner Wohnung.

Als ich hierauf auf den Markt zurückkehrte, fand ich denselben mit Tausenden von Menschen gefüllt. Ich glaubte mein Erscheinen erklären und das Volk für mich gewinnen zu müssen, bestieg deshalb den Balkon des Rathhauses und hielt eine kurze Ansprache an die Menge.

Sie lautete ungefähr also:

„Bürger von Halberstadt! Ich bin mit meinen Husaren als Avantgarde des Schill'schen Korps gekommen, um Eure Stadt zu nehmen. Das westphälische Königshaus hat aufgehört zu regieren. Preußens hochherziger König ergreift mit dem heutigen Tage wieder Besitz von seiner treuen Stadt, der er, in Anbetracht der erlittenen Drangsale, auf fünf Jahre alle Steuern und Abgaben erläßt."

Ein allgemeines Hurrah begrüßte meine Worte, und nun konnte ich mich, der Zuneigung der Bürger versichert, als zweifellosen Herrn der Stadt betrachten.

Daß ich diese Herrschaft nicht mißbraucht, sondern sie auch zum Schutze des Feindes redlich geltend gemacht habe, werden mir die aus jener Zeit noch lebenden Einwohner von Halberstadt bezeugen. Das Volk war unendlich aufgereizt gegen alle westphälisch gesinnten Familien, man verlangte

insonderheit den Tod des tiefverhaßten Bürgermeisters K., und nur mit höchster Anstrengung, ja mit Einsetzung meines eigenen Lebens gelang es mir, drohende Gewaltthaten zu verhindern.

Nachdem ich alle Anstalten zu unserer Sicherheit getroffen hatte, wurden die uns nachgewiesenen westphälischen Kassen in Beschlag genommen. Die Besitznahme der Stadt war so schnell und geräuschlos vor sich gegangen, daß die Kunde davon noch nicht in die entfernteren Stadttheile gelangt war. So kam es, daß in den Büreau's der westphälischen Regierungs-Hauptkasse ruhig fortgearbeitet wurde, als ich mich in Person mit drei Husaren dort einfand, um die Auslieferung der vorhandenen Gelder zu verlangen.

Der Direktor, Kriegsrath Schulz, ein langer, hagerer Mann, in einem bis an den Hals zugeknöpften, zimmetbraunen Ueberrock, sah mich auf meine Forderung befremdet an und schrieb dann weiter, ohne mich einer Antwort zu würdigen. Meine zweite Aufforderung war ernsterer Art, indem ich ihm meine geladene Pistole zeigte.

Er mochte mich nun wohl für einen betrunkenen oder exaltirten jungen Menschen halten, denn er erhob sich gravitätisch und näherte sich mit gemessenen Schritten der Thür, um einen dienstbaren Geist zu rufen. Als er jedoch hier meine Husaren mit gezogenem Säbel erblickte, prallte er erschrocken zurück und sagte zu mir gewendet mit einer tiefen Verbeugung:

„Ja, wenn es so steht, da ist nichts zu erinnern.“

Ich nahm die Kassen nach Abzug der laufenden Gehälter, ohne zu zählen (denn hierzu war keine Zeit) in Empfang und eilte fort, um fernere Maßregeln zu treffen.

Es wurden mir noch mehrere andere Kassen (Wittwen- und Kirchenkassen) angezeigt, doch ließ ich dieselben unberührt, da es mir nur auf königl. westphälisches Eigenthum ankam.

Mit Geld und Waffen versehen und verstärkt um 120 freiwillige Rekruten, verließ ich am andern Morgen die Stadt, sämmtliche Mannschaften auf requirirten Wagen

mit mir führend, um mich wieder mit meinem Korps zu vereinigen. Ich erreichte dasselbe am 8. Mai Nachts zu Tangermünde.

Anfänglich hielt man mein Erscheinen mit einer so starken Truppe für feindlich. Jedoch als ich mich zu erkennen gegeben und den Major von meiner Zurückkunft und den unerwarteten glänzenden Resultaten meines Streifzuges hatte unterrichten lassen, eilte mir derselbe entgegen, mich unter Freudenthränen umarmend und seiner lebhaften Dankbarkeit versichernd.

Ich war auf's Aeußerste abgespannt, da zwei Tage lang kein Schlaf meinen Körper erquickt hatte. Schill, welcher dieses bemerkte, nöthigte mich von seinem Lager Gebrauch zu machen, wo ich denn auch alsbald in einen todtenähnlichen Schlummer versank.

Am andern Morgen dankte mir der Major noch einmal und gab mir die mitgebrachten Rekruten zu einem eigenen Kommando. Ich schiffte mich mit denselben nach Arneburg ein, organisirte sie dort und bewaffnete sie größten Theils mit Piken.

Es war indessen unter Anführung des Lieutenants von Quistorp II. ein nicht unbedeutender Theil des leichten Infanteriebataillons, welches Schill's Namen führte, von Berlin seinem ehemaligen Führer eigenmächtig in's Feld nachgerückt. Nach mancherlei Hindernissen und Gefahren kam diese Truppe am 12. Mai in Arneburg an, wo Schill's Freude über das unerwartete Wiedersehen der alten treuen Waffengefährten, die schon in Pommern mit ihm gekämpft und auch in Berlin unter seinem Befehl gestanden hatten, eine fast überwältigende war. Im Triumph führte er sie auf den Marktplatz der Stadt und hielt eine begeisterte Rede an die versammelten Offiziere. Dem Lieutenant von Quistorp ward der Oberbefehl über die gesammte Infanterie übertragen; der Lieutenant von Pannewitz erhielt meine und der Lieutenant von Hertell (beide Offiziere waren unter den Neuangekommenen) eine durch starken Zulauf gebildete neue Kompagnie.

Ich war somit gänzlich übersehen und vergessen.

Nicht, daß ich Dank erwartet hätte für meine bisherigen Leistungen, aber die Zurücksetzung schmerzte mich um so tiefer, da sie auf die große Freude über meine gelungene Unternehmung folgte. Scheinbar ruhig übergab ich mein Kommando und forderte hierauf meine Entlassung. Schill war über meinen Antrag befremdet. Mit der natürlichen Offenheit, welche sein ganzes Wesen charakterisirte, gestand er mir, daß er im Drange der Geschäfte, in der überwallenden Freude beim Erscheinen seiner alten Truppen meiner nicht gedacht habe, und erklärte sich sogleich bereit, eine Abgabe aus allen Kompagnien zu befehlen, um eine eigene Kompagnie für mich daraus zu bilden.

Ich dankte und fragte ihn, ob er an den Herzog von Braunschweig, zu dem ich mich unverzüglich begeben würde, etwas zu bestellen habe.

Er wollte mir noch weiter zureden; als er aber die Festigkeit meines Entschlusses sah, umarmte er mich und sagte:

„Nun, wenn Sie durchaus fortwollen, so leben Sie wohl und gedenken Sie Ihres Freundes Schill."

Ein Kriegsrath versammelte sich in seinem Quartier; ich eilte nach Hause und bestellte Alles zu meiner Abreise.

Noch aber war keine Stunde verflossen — ich saß eben mit meinem Wirth bei Tisch — als eine Ordonnanz erschien und mich im Namen des Majors ersuchte, meine Abreise um einige Stunden zu verschieben. Ich erwiderte, daß sie auf vier Uhr Nachmittags festgesetzt sei. Um halb vier Uhr ließ sich ein Offizier bei mir melden und bat mich, noch einmal zu Schill zu kommen. Während ich die Antwort noch überlegte, trat der Major schon selbst zu mir in's Zimmer, um mich, wie er sagte, in einer wichtigen Angelegenheit zu sprechen. Der Wirth mußte sich entfernen.

Schill eröffnete mir nun, daß er den Entschluß gefaßt habe, nach Stralsund zu marschiren. Um dieses bewerkstelligen zu können, sei es aber durchaus nöthig, die Elbe noch eine Zeitlang zu halten, den nachrückenden Feind zu täuschen und

ihm den Weg zu verlegen. Er habe die kleine mecklenburgische Elbfestung Dömitz (die Lieutenant von Quistorp durch einen kecken Handstreich genommen) zum Haltungspunkte ersehen und ersuche mich, da diese Aufgabe von großer Wichtigkeit für sein ganzes Unternehmen sei, die Stelle eines Kommandanten von Dömitz zu übernehmen.

Ich erwähne nicht die eindringlichen Worte, mit denen mich Schill seines Vertrauens versicherte, noch die Schwierigkeiten, die ihm von Anderen wegen Uebernahme dieses mißlichen Postens gemacht worden waren. Ein mißlicher Posten war es in der That wegen der Schwäche des Platzes, der zweifellosen Uebermacht des heranrückenden Feindes und der Unmöglichkeit des Entsatzes. Die Besatzung konnte sich fast als aufgeopfert betrachten, denn der Rückzug war mit den größten Schwierigkeiten verbunden und von den Siegern hatte sie im Fall der Einnahme keine Schonung zu erwarten.

Alles dieses schnell in meinen Gedanken erwägend, konnte ich doch als Soldat über meinen Entschluß nicht zweifelhaft sein. Ich erklärte mich bereit, die Aufgabe zu übernehmen, stellte indessen meine Bedingungen so klar und besonnen wie möglich. Vollständige Unabhängigkeit in der Vertheidigung, stete Verbindung mit dem Korps durch Kavalleriepoften und — da ich ein Gemisch von Gefangenen, Arbeitern und undisziplinirten Leuten zu befehligen hatte — unbedingte Gewalt über Leben und Tod wurde mir auf mein Verlangen vom Major schriftlich zugesichert und dies durch Parolebefehl bekannt gemacht.

Am 17. Mai trat ich meinen Posten an, am 18. nahm ich den letzten Abschied von Schill.

„Wir Beide haben jetzt einen schweren Stand“, sagte er, mir warm die Hand drückend. „Aber halten Sie Dömitz nicht, so bleibt mir keine Zeit, Stralsund zu erreichen, und die gute Sache ist verloren.“

Das war ein wichtiges Wort und wohl geeignet, meinen ganzen Eifer zu entflammen. Heilig gelobte ich mir, was in Menschenkräften stände, zu leisten und den Platz nicht zu ver-

lassen, bis von Schill selbst der Befehl zum Abzug käme oder die äußerste Nothwendigkeit mich zwänge.

Es begannen nun Tage der angestrengtesten Thätigkeit, um die Festung in einen nur einigermaßen widerstandsfähigen Zustand zu versetzen. Keine leichte Aufgabe hatte ich übernommen. Die Besatzung war schwach und meist ungeübt, das Vertheidigungsmaterial gering und theilweise von schlechtester Beschaffenheit. Dazu kam der niedrige Wasserstand der Elbe und die Unmöglichkeit einer ordentlichen Verpalissadirung bei der Eile des heranrückenden Feindes. Dreihundert murrende Schiffsknechte konnten nur zwangsweise fest- und zur Arbeit angehalten werden, die Menge der französischen und westphälischen Gefangenen, welche in den Kasematten bewacht werden mußten, stand in keinem Verhältniß zu der geringen Zahl der Besatzungsmannschaften.

Der Lieutenant von Fuchs I. und der Oberfeuerwerker Vogel, welchem Letzteren die Leitung des zurückgelassenen Geschützes anvertraut ward, hatten sich mir angeschlossen; einige tüchtige Unteroffiziere, unter ihnen Mund, der sogenannte Herzog von Dodendorf, wurden zu Volontair-Offizieren ernannt. Aber immerhin fehlte es noch an Offizieren für die verschiedenen Zweige des Dienstes; ich mußte überall selbst sein, treiben, anordnen, befehlen.

Am 20. Mai zeigten sich am jenseitigen Ufer der Elbe die ersten feindlichen Truppen, zwei Kompagnien zum Vortrab des Generals d'Albignac gehörig. Gleichzeitig war unterhalb der Stadt ein Trupp leichter Infanterie, welche sich der Festung zu nähern suchte, über den Strom gesetzt. Derselbe wurde von ausgesandten Schützen wiederholt mit Verlust zurückgewiesen.

Neckereien hinüber und herüber hielten unsere Besatzung während der folgenden Tage unausgesetzt in Athem. Selbst während der Nacht mußte dieselbe unter Waffen bleiben, da man einen Ueberfall fürchtete. Die Ungleichheit des Kampfes fiel schon jetzt sehr in die Augen. Dort frisch heranrückende, wohlausgerüstete Truppen, denen eine größere Macht auf

dem Fuße folgte, hier ein in einem verfallenen Neste ausgesetztes Häuflein, das unbeschadet seiner Tapferkeit doch nur über unzureichende Mittel zu verfügen und von keiner Seite Hülfe zu erwarten hatte. Der Dienst auf den Wällen war überaus beschwerlich. Um meine ermüdeten jungen Mannschaften nur aufrecht und kampffähig zu erhalten, mußte ich sie halbstündlich ablösen lassen. Mir selbst gönnte ich Tag und Nacht keine Ruhe.

Am 24. Mai erhielt ich von Schill den Befehl, die Festung zu räumen, deren Besitz ihm fürder nicht mehr von Nutzen sein konnte, da er (am 22. Mai) Rostock glücklich erreicht hatte und keine Gefahr mehr lief, von Stralsund abgeschnitten zu werden. Wir sollten ihm nach und zunächst ebenfalls auf Rostock marschiren. Er fügte noch einige speziellere Weisungen hinsichtlich des Abzuges hinzu, denen ich aber, da ich sie zu spät erhielt, nicht mehr wörtlich Folge leisten konnte.

Am Morgen desselben Tages hatte sich nämlich der Feind in größeren Massen gezeigt und Miene gemacht, im Angesichte des Platzes über die Elbe zu setzen. Ich suchte ihn durch einen Zwölfpfünder daran zu hindern, der jedoch von so jämmerlicher Beschaffenheit war, daß er immer nach zwei bis drei Schüssen wieder abgekühlt werden mußte. Der Gegner zog sich hinter den Elbdamm zurück, führte aber zugleich eine Batterie von vier Sechspfündern und zwei Haubitzen auf und begann die Stadt heftig zu beschießen und mit Granaten zu bewerfen.

Da ich nach den erhaltenen Nachrichten keinen Grund hatte, einen so Verderben bringenden Kampf zu verlängern, sandte ich einen Parlamentär in Begleitung eines Trompeters an den General d'Albignac ab, um ihm zu melden, daß wir auf höhern Befehl im Begriff ständen, den Platz zu verlassen und eine weitere Beschießung des Ortes daher ebenso grausam als nutzlos sein würde.

Statt zu antworten, behielt man den Parlamentär zurück und ließ mir durch den Trompeter die Aufforderung zukommen, mich persönlich einzufinden. Auch hierzu erklärte

ich mich bereit, falls ein Offizier als Geisel gestellt würde, beschwerte mich aber zugleich energisch über das allem Kriegsgebrauch widersprechende feindliche Verfahren und drohte, mich an meinen Gefangenen zu rächen, falls mein Parlamentair nicht herausgegeben würde.

Während dieser Unterhandlungen dauerte die Beschießung immer fort. Nahe an zwanzig Häuser standen bereits in hellen Flammen. Ich begann für mein Pulvermagazin zu fürchten, welches nicht feuerfest war, und eilte nach dem Fort, um mich mit dem kommandirenden Offizier darüber zu besprechen. Hier aber drohte unsere Sache eine verzweifelte Wendung zu nehmen. Ein wüster Lärm drang mir bei meiner Ankunft entgegen. Die Gefangenen hatten die Stunden des feindlichen Bombardements benutzt, um unter Anführung eines polnischen Rittmeisters, der schon Tags zuvor einen Aufruhrversuch gemacht hatte, aber auf Fürwort eines Offiziers begnadigt worden war, aus den Kasematten herauszustürmen, die Offiziere zu überwältigen und mit der ihnen an Zahl nicht gewachsenen Besatzung einen sehr ungleichen Kampf zu beginnen.

Schon war das Fort so gut wie in ihren Händen. Ich sah, daß nur die äußerste Entschlossenheit uns retten konnte, raffte daher die am Thor befindliche dreißig Mann starke Wache zusammen, ließ einige Kanonen gegen den Platz richten und forderte die Empörer mit donnernder Stimme auf, sich zu ergeben. Wie häufig im Leben, so ersetzte auch hier ein entschiedenes Auftreten die Anwendung wirklicher Gewalt. In wenigen Minuten war der Aufruhr gestillt. Die eben noch so aufgeregten Menschen warfen ihre erbeuteten Gewehre weg und ließen sich ohne Widerstand in ihre Kasematten zurückführen. Nur der polnische Rittmeister wollte sich noch nicht ergeben und versuchte auf's Neue die Gefangenen zu reizen. Ich ließ ihn verhaften und sofort erschießen.

Inzwischen hatte sich ein großes Fahrzeug mit feindlichen Soldaten über die Elbe der Festung genähert. Der Sturm stand jeden Augenblick zu erwarten, und es war ein Glück,

daß wir durch die Unterhandlungen mit dem Feinde so viel Zeit gewonnen hatten, um die nöthigen Anstalten zum Rückzug zu treffen. Derselbe ging auf einer aus Fähren eiligst zusammengefügten Schiffbrücke vor sich, nachdem sämmtliche Kanonen vernagelt worden waren. Ein Detachement Jäger deckte ihn, mit anerkennenswerther Tapferkeit und Geschicklichkeit manövrirend, indem es zunächst das mit dichtem Weidengebüsch bedeckte Elbufer besetzt hielt und das herrannahende Fahrzeug durch kräftiges Schießen am Landen hinderte. Danach zog es sich um die Stadt herum und schloß sich der abziehenden Truppe als schützender Nachtrab an. Alles ging gut von Statten. Nur zwanzig unerwachsene junge Pikenire fielen dem Feinde in die Hände. General d'Albignac wollte sie anfangs nicht würdigen, als Soldaten behandelt zu werden, und befahl, jedem von ihnen fünfzig Prügel aufzuzählen und sie dann laufen zu lassen. Die jungen Burschen aber verlangten einstimmig, zu sterben, und der feindliche General, durch diesen Hochsinn gerührt, schenkte ihnen volle Begnadigung.

Da ich der Letzte beim Rückzug sein wollte, um meine Mannschaften möglichst zu retten, so hatte ich dem Offizier der tête einen einzelnen am Wege stehenden Baum bezeichnet, um dott meine weiteren Befehle zu erwarten. Als ich eben mit dem Rest der Mannschaften die Fähren passirte, bemerkte ich, daß die vorderen Truppen auf zwei verschiedenen Kolonnenwegen gingen. Rasch sprengte ich hinzu und führte die falsch marschirende Kolonne in die Richtung. Einige kleine Unordnungen aber ließen sich bei aller Vorsicht nicht vermeiden. So ging etliches Gepäck verloren, das meine inbegriffen, welches ich jedoch in Warnemünde wiederfand.

Es galt nun, den in großer Eile und Uebermacht nachrückenden Feind uns möglichst von den Fersen zu halten. Um denselben über unsere Marschdirektion zu täuschen, und da ich wußte, daß die preußische Grenze nur schwach besetzt sei, schlug ich den Weg nach Lenzen ein. Ein kleines preußisches Kommando, welches uns den Uebergang über eine Brücke verweigerte, ward festgenommen und wieder freigegeben, sobald

die Brücke passirt war. Die durch den Unteroffizier herbeigerufene Verstärkung aber kam gerade noch zeitig genug an, um dem nachsetzenden Feinde — da man Befehl hatte, weder Schill'sche noch andere Truppen über die Grenze zu lassen — den Weg zu verlegen.

So gewann ich einen Vorsprung und konnte meinen ermatteten Leuten in einem Dorfe einige Stunden Ruhe und Erholung gönnen. Bei einbrechender Nacht, und nachdem es uns gelungen war, einige Wagen zum nothwendigsten Transport herbeizuschaffen, brachen wir wieder auf und schlugen den Weg in's Mecklenburgische ein. Mancherlei Verrath und Nachstellung, denen wir nur durch große Wachsamkeit und Geistesgegenwart entgehen konnten, umlauerten uns auf unserem weitern Marsche. Ein Schill'scher Kundschafter, der, wie sich nun herausstellte, zugleich in Feindes Sold stand, versuchte es mehrere Male, uns, und meine Person insbesondere, in ganz verteufelte Hinterhalte zu locken. Es gelang mir endlich, ihn festzunehmen, doch ist er später bei der allgemeinen Auflösung des Schill'schen Korps wieder entsprungen.

In dem Mecklenburgischen Städtchen Bützow, wo wir Rast zu machen und Vorspann und Lebensmittel zu requiriren genöthigt waren, sollten wir unter dem Schein der Willigkeit von den Einwohnern aufgehalten und den nachsetzenden Holländern in die Hände geliefert werden. Ein mir verdächtig scheinender Brief, den ich dem Ortsvorsteher entriß, entdeckte noch rechtzeitig das Einverständniß mit dem Feinde, und die Anstalten zum Weitermarsch wurden nun um so schleuniger betrieben.

Am 25. Mai langten wir in Rostock an, wo uns der den Schill'schen Nachtrab führende Lieutenant von Brünnow erwartete. Schill selbst war schon am 24. Mai von dort aufgebrochen, um Stralsund desto schneller und sicherer zu überraschen.

Nach sechsstündiger Rast, und nachdem mir noch zwei Gefangene übergeben worden waren (der als feindlicher Kundschafter verdächtige Baron von Hagen und der französische

Oberst Dupin, ein Schwager des Marschalls D'Augerau) ging ich weiter nach Warnemünde, um mich dort einzuschiffen und dem Korps zur See auf die Insel Rügen zu folgen. Ich fand eine Menge Schiffe vor, welche zu diesem Zwecke bereits in Beschlag genommen waren.

Der Regimentsquartiermeister Lieutenant Bärsch war von Schill mit unserer Einschiffung, sowie mit der einiger anderen zerstreuten Truppen betraut worden. Derselbe wollte sich jedoch nicht ohne einigen Vorrath an Lebensmitteln auf die in ihrer Dauer nicht genau zu berechnende Fahrt wagen, und da der Magistrat von Rostock, vom eiligen Anmarsch des feindlichen Korps unterrichtet, mit Herbeischaffung von Lebensmitteln zögerte, so entstand eine Stockung, die bei unseren Soldaten einen bösen Geist der Zügellosigkeit und Widersetzlichkeit erzeugte.

Diesem Geiste zu begegnen, gab ich für meine Truppen die allerstrengsten Befehle. Ich ließ sie sämmtlich einschiffen, indem ich auf neunzehn mir überwiesene Fahrzeuge Mannschaften und Offiziere vertheilte. Ferner gab ich die gemessene Ordre, daß beim In-See-stechen sämmtliche Schiffe dem meinen zu folgen hätten, welches sich Nachts durch eine auf hohen Mast gezogene Laterne auszeichnen würde. Bei jedem Steuermann aber sollte ein Posten mit geladenem Gewehr aufgestellt werden, um die richtige Führung des Schiffes zu überwachen.

Ich weiß nicht, ob Lieutenant Bärsch von meinen Anordnungen unterrichtet war. Es trat von Anfang an zwischen ihm und mir ein gespanntes Verhältniß ein. Dasselbe mochte wohl auf einem Mißverständniß beruhen. Bärsch, als von Schill besonders mit der Einschiffung beauftragt, sah sich höchst wahrscheinlich als den Kommandanten des Ganzen an, während ich als Kommandeur meiner Truppen mit unumschränkter Gewalt betraut, ihn in seiner Eigenschaft als Regimentsquartiermeister mehr als einen Oekonomie- und Verwaltungsbeamten, denn als einen aktiven Offizier betrachtete.

Da es wünschenswerth schien, vom Feinde einige Kunde

zu erhalten, so entschloß ich mich, mit den Lieutenants Heidsiek und Mund zu diesem Behufe nach Rostock zu schiffen.

Es war gerade Messe dort, und als wir zwischen den Buden einhergingen, bemerkten wir, daß uns drei Damen folgten. Wir traten in ein Kaufmannsgewölbe, die Damen gleichfalls. Während der Kaufmann die geforderten Waaren herbeiholte, flüsterten sie uns zu, es sei eben die Nachricht eingegangen, daß der Feind in einigen Stunden einrücken würde; sie hielten es für ihre Pflicht, uns zu warnen, da wir uns der guten Sache des Vaterlandes so heldenmüthig geopfert hätten.

Ich und Mund kehrten auf diese Kunde sogleich in unser Boot zurück. Heidsiek wollte oder konnte uns wegen einer Blessur, an der er noch laborirte, so schnell nicht folgen. Er blieb in Rostock, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieselben Damen, die uns so wohlmeinend warnten, ihn vor dem Feinde gerettet und verborgen haben.

Wir langten in der Dämmerung in Warnemünde an. Ich gab Bärsch sogleich von dem Vorgefallenen Kunde und eilte, die Anstalten zu unverzüglicher Abfahrt zu treffen.

Zuvor aber hatte ich noch arge Gräuel zu verhindern.

Die in meiner Abwesenheit stark mit Branntwein traktirten Soldaten hatten sich, ihrer ungefähr fünfzehn Mann, über meinen einen unglücklichen Gefangenen, den Obersten Dupin, hergemacht, um ihn zu plündern und zu erschießen. Eben noch rechtzeitig kam ich dazwischen.

„Nichtswürdige, zurück! Wer diesem Franzosen ein Haar krümmt, ist des Todes!“ donnerte ich ihnen entgegen und entriß den Zunächststehenden ihre Waffen.

Die Ordnung war schnell wiederhergestellt. Gern hätte ich die Schuldigen bestraft, aber es war keine Zeit dazu vorhanden.

Wir eilten Alle zu den Schiffen, und ich nahm den geretteten Dupin an meine Seite. Als ich jedoch die Kajüte meines Schiffes betrat, stellte sich mir ein neues Schreckensbild vor Augen. Der Baron Hagen, mein zweiter Gefangener,

saß mit blasser, entstellter Miene auf einer Bank, während unsere Soldaten, vom Trunke erhitzt, ihm mit gezückten Säbeln den Tod geben wollten. Bei meinem Eintritt sanken die Waffen. Ich ließ die Rädelsführer festnehmen und bis auf Weiteres im Schiffsraum unterbringen.

Um elf Uhr Abends war Alles an Bord und zur Abfahrt bereit. Allein im Augenblick des Auslaufens erschien auch der Feind in Warnemünde, eben noch zeitig genug, um die beiden letzten Fahrzeuge durch heftiges Feuern zur Ergebung zu nöthigen.

Wir kreuzten nun mehrere Tage auf der See, von dänischen Kapern bedroht und von widrigem Winde aufgehalten. Erst am 30. Mai ward es uns möglich, die südlich gelegene Halbinsel Mönkgut und die sichere Rhede von Peerd zu erreichen.

Von hier aus zog Bärsch Erkundigungen ein über den Stand der Dinge in Stralsund, welches am 25. Mai von Schill erobert worden war. Da er erfuhr, daß auch Rügen mit vierhundert Mann Schill'scher Truppen besetzt sei, so benutzte er diesen Umstand, um unserm Chef Bericht über den bisherigen Verlauf unserer Expedition zu erstatten.

Schon am 31. Mai Morgens ging hierauf von Schill der Befehl ein, mit Truppen, Pferden und Waffen zu landen und nach Stralsund zu marschiren. Allein die See ging bei dem anhaltenden heftigen Winde so hoch, daß weder die Schiffe sich näher an die Küste legen konnten, noch die Ausschiffung der Truppen auf eine andere Weise zu bewerkstelligen war.

So kam der Abend heran. Wir waren nur mit der Sorge beschäftigt, wie es möglich sein würde, Schill's Befehle ohne großen Zeitverlust auszuführen, als plötzlich Graf Moltke erschien und die schreckliche Kunde von Schill's Tode und der Eroberung Stralsunds durch die holländischen Truppen überbrachte. Moltke selbst hatte sich mit einigen Leuten aus der am selbigen Morgen erstürmten Stadt gerettet.

Eine tiefe Bestürzung bemächtigte sich unserer Gemüter.

Schill todt, das Korps vernichtet, unsere Sache so gut wie verloren! Aber der Augenblick drängte zum Handeln, denn der Feind konnte uns jede Minute auf der Ferse sein.

Leider waren die Ansichten über die Art dieses Handelns getheilt.

Bärsch, welcher nur unvollkommen mit Lebensmitteln versehen war, hielt ein Entkommen nach England um so weniger für möglich, als die Ostsee von dänischen Kapern wimmelte, während von der englischen Flotte, die uns allenfalls hätte Schutz gewähren können, nirgends etwas zu erblicken war. Er wollte nach Preußen zurückkehren, um dem Vaterlande die von ihm entliehenen Menschen, Pferde und Waffen wiederzuerstatten.

Dazu aber war ich ganz und gar nicht entschlossen.

Warum sollten wir nicht wenigstens den Versuch machen, England zu erreichen, wie Schill selbst es für den Fall der Noth beabsichtigt hatte? Meine Meinung ist immer gewesen, daß in äußersten Lagen auch das Aeußerste gewagt werden müsse, und ich sah durchaus keinen Grund, mich mit gebundenen Händen auszuliefern, solange noch irgend eine Hoffnung auf Rettung, ja auf Fortsetzung des Kampfes vorhanden war. Zudem führte ich ja nicht einmal preußische Gelder und Waffen bei mir, und die Truppen, welche ich befehligte, bestanden größtentheils aus zusammengelesenen Hessen und Westphalen.

Wir tauschten unsere Meinungen aus, aber es gelang uns nicht, eine Einigung zu erzielen. Am Abend spät kam Bärsch noch einmal auf mein Schiff, um mich zur Rückkehr aufzufordern.

Ich entgegnete ihm, daß wir nach England steuern würden.

Er wurde darüber auf's Aeußerste empört und wollte den Befehlshaber herauskehren und mich festnehmen.

Ich hielt ihm eine geladene Pistole entgegen, befahl meinen Mannschaften, sich ebenfalls schußfertig zu halten und gab ihm fünf Minuten Zeit mit seinen Begleitern das Schiff zu verlassen.

Die drohende Haltung meiner Soldaten gewahrend, blieb ihm denn auch nichts Anderes übrig, als den wohlgemeinten Rath eines schleunigen Abzuges ebenso schleunig zu befolgen.

Sobald Bärsch mein Schiff verlassen hatte, ließ ich die als Erkennungszeichen verabredete Laterne auf den Hauptmast ziehen und ging mit drei Schiffen, auf welchen sich außer mir der Volontairoffizier von Froreich, sechsundachtzig Mann, achtzehn Pferde und die beiden Gefangenen Hagen und Dupin befanden, unverzüglich unter Segel. Aber der folgende Morgen sollte mir eine schmerzliche Erfahrung bringen. Es war Bärsch gelungen, mir über Nacht die übrigen vierzehn Schiffe abwendig zu machen, und zähneknirschend stand ich auf dem Decke, um zu sehen, daß keines derselben meinem Signale Folge geleistet hatte. So waren wir denn unserer nur noch etwa hundert Mann, die sich gelobten, in Noth, Tod und Gefahr treulich zusammenzuhalten.

Muthig steuerten wir zunächst auf die schwedische Küste zu. Wir würden dieselbe auch glücklich erreicht haben, wenn uns der Wind günstig gewesen wäre. Als wir auf der Höhe der Insel Amak angelangt waren, trat plötzlich Windstille ein. Wir mußten laviren. Im selben Augenblick sahen wir uns von dänischen Kanonenbooten umzingelt und zur Kapitulation gezwungen.

Das Schiff mit Allem, was darauf war, wurde für gute Prise erklärt und nur das Eigenthum der Offiziere und Soldaten respektirt. Unsere beiden Gefangenen erhielten sogleich ihre Freiheit, während wir selbst auf die Citadelle Christianshafen in Kopenhagen gebracht wurden.

Dupin, der mich als seinen Lebensretter betrachtete, nahm gerührten Herzens Abschied von mir und versprach, Alles, was in seinem Vermögen stände, zu meiner Rettung aufzubieten.

Er hat in edelster Weise Wort gehalten. Nicht nur, daß sein eifriges Fürwort beim Könige von Dänemark mir und meinen Gefährten während unserer Gefangenschaft eine überaus ehrende und rücksichtsvolle Behandlung auswirkte:

er eilte auch sofort nach Paris, um dort seinen und seines Schwagers Einfluß ebenfalls zu unseren Gunsten geltend zu machen.

Nach drei Monaten langte denn auch wirklich ein Generalpardon Napoleon's für mich und meine Leute in Kopenhagen an, und ich glaube noch heute, daß ich denselben einzig und allein Dupin's warmherzigen Bemühungen zu danken habe.

Wir wurden von den Dänen freigegeben und in Begleitung eines einzigen dänischen Offiziers nach Preußen entlassen, nachdem wir erklärt hatten, dorthin zurückkehren zu wollen. Unterwegs entließ ich unter der Hand nach und nach einen großen Theil meiner Leute, darunter namentlich Diejenigen, welche im Hamburgischen und Mecklenburgischen zu Hause waren. Auch die Uebrigen sind alle wohlbehalten in ihre Heimath zurückgekehrt, und Keiner von ihnen (es waren viele westphälische Unterthanen dabei) ist später jemals von seiner Regierung wegen seiner Theilnahme am Schillzug zur Verantwortung gezogen worden.

Froreich und ich, die wir als Schill'sche Offiziere der preußischen Sache zu dienen geglaubt hatten, hielten es für angemessen, uns nun auch dem Spruch der preußischen Gerichte zu stellen, da die letzte Aussicht auf Fortsetzung des Kampfes entschwunden war. Wir gingen nach Stargard, wo unsere Aussagen zu Protokoll genommen wurden, und dann in die Festung Kolberg, um dort mit vielen anderen Schill'schen Offizieren die Entscheidung unseres Schicksals abzuwarten. Das Verdikt lautete auf Nichtschuldig, für mich, da ich Ausländer war, und für Froreich, weil er noch keinen Offiziersrang in der preußischen Armee bekleidet hatte.

5. In Rußland.

So war ich denn durch das tragische Ende des Schillzuges bei vierundzwanzig Jahren bereits zum dritten Male aus meiner Bahn geworfen worden und hatte aus allen Kämpfen und Gefahren nichts als das nackte Leben davongetragen. Wiederum mußte ich meine Schritte nach der Heimath lenken, um bei meinen Brüdern ein Asyl zu suchen, und wiederum ward mir das müßige, zwecklose Leben, welches ich dort führte, zu einer unerträglichen Last. Meine Aussichten aber waren geringer als je. Welcher deutsche Fürst hätte wohl einen gewesenen Schill'schen Offizier in seiner Armee anstellen mögen, nachdem sich Napoleon in dem Kriege des Jahres 1809 abermals als Sieger behauptet hatte und sein Glücksstern in Europa in kaum dagewesenem Glanze strahlte?

Ich raffte endlich im Mai 1810 das Letzte zusammen, was mir noch von meinem väterlichen Erbe geblieben war, und faßte den Entschluß, nach England zu gehen, wo ich durch die Protektion des Herzogs von Braunschweig Kriegsdienste zu finden hoffte.

Die Reise war schwierig unter den obwaltenden Verhältnissen, da die Franzosen alle Küsten besetzt hatten und diese Küsten wiederum von den Engländern blockirt wurden. Nur der Schmuggelhandel unterhielt noch einige gefahrvolle Verbindungen, namentlich zwischen Hamburg und Helgoland.

In Ermangelung einer bessern Gelegenheit suchte ich mit den Schmugglern bekannt zu werden und fand unter ihnen einen Schiffer, der sich für den hohen Preis von 300 Mark

Banco bereit erklärte, mich und noch zwei andere junge Leute nach Helgoland überzuführen. Wir bestiegen das Schiff und erreichten unter dem Schutze eines dichten Nebels glücklich die hohe See. In Helgoland ließen wir unsere Pässe vom englischen Kommandanten visiren, mußten aber acht Tage dort liegen bleiben, da wir das wöchentlich nur einmal nach England abgehende Paketboot verfehlt hatten. Die Insel war mit Fremden überfüllt und der Aufenthalt daher sehr kostspielig. Wir bekamen nur mit Mühe ein Unterkommen in einem elenden Fischerhüttchen, wo wir mit der ganzen Familie des Fischers zusammen wohnten.

Als ich eines Tages die hohe Felsentreppe der Insel hinanstieg, blieb ich plötzlich verwundert stehen, da mir eine bekannte Gestalt entgegenkam. Baron W., mein Kunst- und Reisegefährte von der Badenschen Landstraße. So wenig angenehme Erinnerungen sich auch für mich an diese Begegnung knüpften, so hat es doch immer einen unleugbaren Reiz, einen alten Bekannten, mit dem uns gemeinsame Erlebnisse verknüpfen, in der Fremde unerwartet wieder zu sehen. Wir hatten uns manches über unsere ferneren Schicksale zu erzählen. W. war dem Thespiskarren treu geblieben; er schien sich wenig um seine verlorene Lebensstellung zu grämen, führte noch eine ebenso zuversichtliche und prahlerische Sprache wie früher und hoffte bei der brillanten Saison in Helgoland gute Geschäfte zu machen.

Man muß jedoch solchen Leichtsinn nach den damaligen Verhältnissen beurtheilen. Es war eben eine Zeit, welche die Menschen wie in einem Kaleidoskop bunt durcheinander wirbelte. Nichts schien auf festen Füßen zu stehen, Niemand an seinem richtigen Platze bleiben zu sollen. Ich könnte Bogen anfüllen mit all' den wunderlichen Begegnungen und wechselvollen Erscheinungen aus meinem Jugendleben. Reiche sah ich als Arme, Vornehme und Sichergestellte als Heimathlose und Verfolgte wieder. Hier traf ich eine Reiterin als Gräfin, dort eine bis dahin für ehrbar gehaltene Frau, die ihrem Liebsten auf der Heerstraße nachzog. Am regellosesten und

gemischtesten ging es natürlich in den Bädern zu, wo hohes Spiel und „die Verborgenheit in der Menge“ die verschiedenartigsten Existenzen magnetisch an sich zogen. Der Abenteurer und der Mann vom Stande waren hier kaum mehr auseinander zu halten. Daß ein Baron sich als Taschenspieler und ein Taschenspieler sich als Baron entpuppte, gehörte nicht zu den Seltenheiten. Nur das Duell brachte noch einige Unterscheidung in diese verwirrten Verhältnisse. Man mußte sich eben mit seiner Degenspitze beweisen. Daher kam es aber auch, daß mancherlei Mißbrauch damit getrieben und oft wegen der geringfügigsten Ursache Blut und Leben eingesetzt wurden. Ich erinnere mich eines Falles, der sich in Teplitz ereignete, als ich meinen Bruder Friedrich im Sommer 1811 dorthin zur Kur begleitete:

Preußische und österreichische Offiziere speisten an der gemeinsamen table d'hôte. Der österreichische Rittmeister Graf Nostitz zündete sich eine Cigarre an, noch ehe die Damen sich vom Tisch erhoben hatten, und der preußische Lieutenant v. Turnow monirte diese Unschicklichkeit, indem er Nostitz mit der Cigarre im Munde von einem zufällig anwesenden Silhouetteur ausschneiden ließ. Diese kaum bös gemeinte kleine Lektion hatte zur Folge, daß Turnow von drei oder vier österreichischen Offizieren auf Tod und Leben gefordert wurde. Den ersten Gang hatte er mit dem Rittmeister Ottilini von den Klenau-Dragonern, einem starken, vielgerühmten Fechter, den die Kameraden eigens dazu ersehen hatten, die Ehre des Korps zu vertreten. Aber schon nach den ersten Hieben sank Ottilini, kreuzweis über die Brust getroffen, todt zu Boden. Hierauf trat Nostitz an, als der persönlich Beleidigte. Auch er konnte Turnow's Kraft und Gewandtheit nicht widerstehen, und zweimal schwer in den Kopf getroffen, brach er blutend und ohnmächtig zusammen. Damit ließ man nun doch die Sache abgethan sein, und Turnow floh mit seinem Sekundanten, einem Baron von Grothusen, über die Grenze, um den Folgen dieses Aufsehen erregenden Duells zu entgehen. Ich habe ihn später in Rußland wieder getroffen. Er war auch derselbe

Turnow, welcher als polnischer Oberst in der Insurrektion von 1830 den Großfürsten Constantin schützte und ihn sicher an die Grenze geleitete.

Doch ich komme mit solchen Einzelheiten ab von dem Gange meiner Erzählung.

Nach achttägigem Harren verließen wir Helgoland und langten nach einer achtundvierzigstündigen glücklichen Fahrt im Hafen von Harwich an der englischen Küste an. Von Harwich nach London führt eine ununterbrochene stattliche Häuserreihe, und nur das Stillhalten der Post bei einer Barriere bezeichnete den Anfang der Riesenstadt. In London angekommen, nahm ich mir nur soviel Zeit, um meine Kleidung nach englischem Schnitt zu modeln, und eilte dann unverzüglich zum Herzog von Braunschweig, ihm meine Wünsche vorzutragen. Er empfing mich sehr freundlich, bedauerte aber, sich in einflußloser Stellung zu befinden, was wohl in dem gespannten Verhältniß des Prinz-Regenten zu seiner Gemahlin, der Schwester des Herzogs (der nachmaligen unglücklichen Königin Karoline) seinen Grund haben mochte. Der hannöversche General von Decken, hoffte er, würde mir besser nützen können, und er war auch sogleich bereit, mir ein Empfehlungsschreiben an denselben mitzugeben.

General Decken empfing mich ebenfalls äußerst liebenswürdig und versprach, sich nach Kräften für mich zu verwenden und mir weitere Mittheilungen zu machen.

Ich benutzte nun die Zeit, wo ich für meine Zwecke nichts unternehmen konnte, um London gründlich kennen zu lernen. Das Treiben der Weltstadt machte mir einen lebhaften Eindruck. Ich betrachtete alle Sehenswürdigkeiten, Schlösser, Kirchen, Denkmale u. s. w.; natürlich auch den Tower mit seinen grauen Mauern und den davor liegenden Richtplatz, auf welchem noch fast alle Freitage Verbrecher gehängt wurden.

Zufällig war ich Zeuge, wie Sir Francis Burdett, der Liebling des Volkes, aus dem Tower freigegeben wurde. Die ganze Stadt befand sich in heller Aufregung; man spannte

ihm die Pferde aus und zog ihn im Triumph durch die Straßen.*)

Eine englische Berühmtheit anderer Art, Lady Hamilton, die Geliebte Nelson's, lernte ich in einer Gesellschaft kennen. Sie war trotz ihrer vierzig Jahre noch immer eine auffallend schöne Frau, die sich mit vieler Liebenswürdigkeit und einer gewissen majestätischen Anmuth bewegte. Bei ihr befand sich die junge Prinzessin von Neapel und Sicilien, deren Erziehung sie leitete.

Was die Londoner Theater betrifft, so imponirten mir dieselben mehr durch die Massenhaftigkeit als durch die Vorzüglichkeit ihrer Leistungen. Der englische Magen scheint auch in Kunstsachen reichliche Portionen zu verlangen. Im Astleytheater wurden die Zwischenakte sogar mit Reiterkunststücken ausgefüllt, und es befand sich eine vollständige Reitbahn an Stelle des sonst üblichen Parterres. Einen wahrhaft großartigen Eindruck aber machte mir das schöne prächtige Vauxhall. Ich besuchte dasselbe am Geburtstage des alten, blinden und wahnsinnigen Königs, als es mit einer unübersehbaren geputzten Menschenmenge erfüllt war. Die laute und pomphafte Feier dieses Tages hatte freilich etwas Befremdendes durch die tragische Ironie, die für Jeden darin zu liegen schien, der nicht mit dem an allem Hergebrachten starr fest-

---

*) Sir Francis Burdett, einer der reichsten sowohl als freisinnigsten Parlamentsredner seiner Zeit. Er ließ es sich nacheinander 600000 Thaler kosten, um zuerst für Middlesex, dann für Westminster in's Parlament gewählt zu werden, und dort für die Reform zu kämpfen. In Folge dieser Kämpfe ward er 1809 von der Majorität, die sich des unbequemen Gegners auf keine andere Art entledigen konnte, der Abfassung eines „Libells" für schuldig erklärt und dann unter Anklage des Hochverraths in den Tower gesetzt, aus welchem er jedoch nach zehn Wochen wieder entlassen werden mußte. Seine Popularität war durch diesen Zwischenfall nur noch gewachsen, und er vertrat Westminster nun ununterbrochen bis 1837. Er starb 1844. Seine Gemahlin war die Tochter des unermeßlich reichen Londoner Bankiers Coutts, dessen Wittwe eine von Burdett's Töchtern, Angela, zur Universalerbin eines Vermögens von zwölf Millionen Thalern einsetzte. Man vgl. Dixon, Her Majesty's Tower IV, 207 ff. (Tauchnitz Edition.)

haltenden englischen Volkscharakter vertraut war. Von früh ab sah man die Straßen mit eleganten Equipagen und Portechaisen bedeckt, die sich nach dem Schlosse zu bewegten, wo große Gratulationscour abgehalten wurde. Am Nachmittag war Greenwichpark zur Belustigung des Publikums geöffnet, und Abends bot Vauxhall den Anblick eines so glänzenden und belebten Volksfestes dar, wie ich mich niemals ein zweites erlebt zu haben erinnere. Zahlreiche Musikchöre spielten, der Park war mit Millionen farbiger Lampen erleuchtet, in den Sälen ward getanzt, und in den grünen Laubgängen schwirrte, wogte, lachte und schäkerte es so bunt durcheinander, daß man sich zuweilen fragte, ob man wirklich noch ein selbstständiges Individuum und nicht blos ein in allgemeiner fröhlicher Auflösung mit hintreibendes willenloses Atom sei.

Das abendliche Leben in London aber hatte zu jener Zeit, auch wenn es keine nationale Festfeier galt, einen eigenthümlichen Reiz. Wenn man die breiten Trottoirs der prächtig erleuchteten Picadillystraße hinaufging, der damaligen Hauptstraße des Westends, so ward man durch den Anblick der vielen schimmernden Gold- und Silberläden geblendet, zwischen denen eine Anzahl der schönsten jungen Mädchen in reizenden, oft phantastischen Kostümen auf- und niederschwebte. Zeigte es sich nun auch bei näherer Beobachtung, daß diese Sylphidenschaar aus nichts Besserm als Freudenmädchen bestand — es sollen ihrer damals 15000 in London gewesen sein — und daß man wohl daran that, seine Uhr und Börse in Acht zu nehmen, so konnte man sich doch des wunderbaren Eindrucks nicht erwehren, den ihre massenhafte Erscheinung in der täuschenden Abendbeleuchtung hervorbrachte, zumal es nicht zu leugnen war, daß diese verlorenen Geschöpfe hier mehr als anderwärts einen Abglanz wirklicher, oft nicht unedler Schönheit an sich trugen. Mit der tiefer hereinbrechenden Nacht aber war dann auch plötzlich dieses Scheinbild abendlichen Glanzes und weiblicher Lieblichkeit wie durch Zauberschlag verschwunden. Die Läden wurden geschlossen, die Spaziergänger gingen heim, und nur hier und da eilte

noch eine verspätete Schöne über die Straße, die Maske der Liebenswürdigkeit als etwas überflüssig Gewordenes fallen lassend und zwischen den rosigen Lippen höchst ungenirt englische Flüche ausstoßend. Aus allen Winkeln und Kellerlöchern aber krochen wie lichtscheues Gewürm scheußliche Gestalten hervor, Bilder des Elends und Verbrechens. Auf das geschminkte Laster folgte das ungeschminkte. Männer, Weiber und Kinder schienen diese Namen kaum mehr zu verdienen, so wild und thierisch, so stumpfsinnig und verkommen blickten sie drein. Was sie eigentlich trieben, vermag ich nicht zu sagen. Man sah sie in den Gassen wühlen, vorsichtig an den Häusern entlang schleichen, zuweilen auch bloß ihren Rausch auf den Steinen ausschlafen. Abgebrochene, unverständliche Laute fielen hier und dort; ein mürrisches Stöhnen, ein halbunterdrücktes rohes Lachen ließ sich vernehmen; dann war wieder Alles so still, als ob man es nur mit vorüberhuschenden Schatten zu thun hätte.

Ich gestehe, daß ich im Ganzen wenig Lust empfand, mich mit der Lösung dieses unheimlichen Räthsels zu befassen. Wenn mich aber ja einmal die Neugierde zu später nächtlicher Beobachtung verführt hatte, so kehrte ich stets von einem heimlichen Grauen überrieselt in meinen Gasthof zurück. Ich glaube, daß kein Ort der Welt so schreckliche Bilder aufzuweisen hat, als die Straßen von London in den Stunden, die auf Mitternacht folgen.

Nach einem Aufenthalt von fünf bis sechs Wochen ließ mich General Decken zu sich bitten, um mir die versprochenen Mittheilungen zu machen. Meine Enttäuschung war aber keine geringe, als er mir eröffnete, daß meine Anstellung nur in einem Garderegimente, wo die Equipirung tausend Pfund kostete, oder bei dem in verschiedenen ungesunden Kolonien stehenden sechzigsten Linienregimente zu bewerkstelligen sei; in beiden Fällen aber müsse ich als jüngster Offizier eintreten. Was sollte ich darauf erwidern? Das Geld für die Equipirung bei der Garde vermochte ich nicht aufzubringen, und mein junges Leben in einem fremden Welttheile den Fieber-

dünsten eines bösen Klimas preiszugeben, ohne meinem Vaterlande auch nur indirekt zu nützen, wie ich durch Theilnahme am englisch-französischen Kriege gehofft hatte, dazu schien mir die Veranlassung noch nicht gekommen.

Ich dankte also dem General für seine Bemühungen und entschloß mich, wiewohl schweren Herzens, unverrichteter Sache in die Heimath zurückzukehren. Ein holländisches Kauffahrteischiff, welches nach Emden in Ostfriesland segelte, nahm mich auf. Wir mußten aber noch zwei Tage in Sheerneß am Ausfluß der Themse liegen bleiben und hatten hier den Anblick eines großen Kriegsschiffes von 124 Kanonen, welches nach jahrelanger Abwesenheit auf der Rhede anlangte. Das dadurch entstehende Halloh und Getümmel war unbeschreiblich. Die Mannschaften wurden größtentheils in Schaluppen an's Land gesetzt, dort von schlechten Weibern in Empfang genommen und in die Tavernen geführt. Man wollte behaupten, daß die Krone diese Weiber besolde.

Endlich war Alles zu unserer Abfahrt bereit. Wir gingen auf die Rhede; die Schiffsleute wurden mit starkem Branntwein traktirt, und um Mittag stachen wir bei günstigem Winde in See.

Aber schon gegen Abend zeigten sich dunkle Wolken am Horizont. Der Kapitän und der Steuermann wurden bedenklich; sie fürchteten Sturm und Unwetter. Das Gewölk zog sich dichter zusammen, das Meer begann sich stärker zu heben. Mitten in der Nacht brach ein wüthender Orkan los, und die angetrunkene Schiffsmannschaft taumelte auf Deck, um die Segel anzuziehen.

Es war ein furchtbar großartiges Naturschauspiel, welches sich unseren Blicken darbot. Das Schiff wurde von den Wellen hoch emporgehoben und unbarmherzig wieder in die Tiefe geschleudert. Ich blieb so lange auf dem Verdeck wie irgend möglich, mußte mich aber endlich zurückziehen, als die Gefahr immer dringender wurde, von einer der vielen überstürzenden Wellen über Bord gespült zu werden. In der kleinen, mit Menschen überfüllten Kajüte aber war es wahr-

haft unheimlich. Man spürte das heftige Steigen und Fallen des Schiffes, man hörte den immer zunehmenden Orkan und war der Gefahr wie mit geschlossenen Augen und gebundenen Händen überliefert.

Die ganze Nacht hindurch und bis zum andern Morgen währte das Unwetter in seiner vollen Kraft. Dann fing der Himmel an, sich aufzuklären, die haushohen Wellen legten sich, und die Mannschaft konnte das Schiff wieder regieren.

Zwei volle Tage aber vergingen noch, bis wir unseren richtigen Kurs wiederfinden und uns der westfriesischen Küste nähern konnten, wo der Anblick von vielen umgeschlagenen Fischerböten, deren Insassen bei dem heftigen Sturm das Leben verloren hatten, uns einen traurigen Eindruck machte. Wir legten an auf der Insel Jüst, einem kleinen baum- und strauchlosen, nur von wenigen Menschen bewohnten Eilande. Hier traf ich unerwartet ein bekanntes Gesicht, einen ehemaligen Unteroffizier von den Schill'schen, den das Schicksal an diesen abgelegenen Ort verschlagen hatte. Da er aus Furcht vor Napoleon's Allmacht nicht auf den Kontinent zurückzukehren wagte, verrichtete er bei der kleinen Gemeinde das Amt eines Schullehrers und Seelsorgers und wurde dafür mit Wohnung und Lebensmitteln versehen. Der brave Kerl hatte eine rührende Freude, mich zu sehen. Ich hielt mich ein wenig zu lange bei ihm auf, die Fluth war bereits im Steigen, und nicht ohne Gefahr erreichte ich unser Schiff auf einem mit kleinen Pferden bespannten Leiterwagen. Glücklich ging nun unsere Fahrt bis zur Küste. Wir landeten bei dem Städtchen Norden und gingen ohne Aufenthalt über Aurich nach Emden. Hier fühlte ich mich unwohl und mußte einige Wochen liegen bleiben. Als ich mich endlich erholt hatte, konnte ich wegen erschöpfter Barschaft meine Reise nur zu Fuße fortsetzen und langte erst im September in der Lausitz bei meinen Brüdern an.

Ich fand die alte drückende Schwüle in den heimischen Verhältnissen wieder. Oesterreich war durch seine erschütterten Finanzen an einem neuen Aufschwunge gehindert, der Rhein-

bund befand sich ganz und gar in Napoleon's Händen, und selbst Preußen bemühte sich nachgiebig zu sein, ohne jedoch dadurch das Mißtrauen des übermüthigen Gewalthabers beseitigen zu können.

In dieser traurigen Lage gab es nur einen Punkt, welcher die halb schon erstorbenen Hoffnungen wieder belebte. Im Osten Europa's, im fernen Rußland, zog sich ein Gewitter zusammen, dessen Ausbruch allein noch im Stande schien, die bis zum Ersticken angefüllte politische Atmosphäre zu reinigen.

Kaiser Alexander, welcher geglaubt hatte, die Weltherrschaft mit Napoleon theilen zu können, war endlich von diesem verderblichen Irrthum zurückgekommen. Er rüstete mächtig in seinem Reich, während auch Napoleon seine Truppen zusammenzog. Schon im Jahre 1811 zweifelte Niemand, daß es zwischen Rußland und Frankreich zu einem schweren kriegerischen Zusammenstoß kommen würde.

Ein um so härterer Schlag für alle deutsch gesinnten Männer war das Schutz- und Trutzbündniß, welches die Regierungen von Oesterreich und Preußen kurz vor dem Ausbruch des Krieges mit Napoleon abzuschließen sich genöthigt sahen. Viele preußische Offiziere nahmen ihre Entlassung und traten in russischen Kriegsdienst. Auch mein ganzes Sinnen war darauf gerichtet. Wo aber, nachdem der Aufenthalt in England meine letzten Hülfsquellen erschöpft hatte, sollte ich die Mittel hernehmen, um die Kosten der weiten Reise und meiner Existenz in einem fremden Lande zu bestreiten?

Meine Brüder mochte ich um ein Darlehn nicht ansprechen. So freundschaftlich sie sich auch stets gegen mich benommen hatten, so konnte ich doch nicht umhin, zu bemerken, wie meine immerwährenden Mißerfolge allmählig ihre Geduld zu erschöpfen begannen. Mein Herz zog sich bei dieser Wahrnehmung krampfhaft empfindlich zusammen. Ich war mir bewußt, auf meinem Platze stets redlich meine Pflicht gethan zu haben, und die Erfahrung, daß unser Unglück mit der Zeit auch unsere besten Freunde gegen uns einnimmt, fiel bei mir auf einen weichen unvorbereiteten Boden.

Mein Bruder Friedrich war abwesend, da sein Wohnhaus in Niemegk vor einiger Zeit abgebrannt war und erst neu wieder aufgebaut werden mußte. Ich wohnte bei August, der eine brave, aber äußerst praktische und sparsame Frau hatte. Thätigkeit und Erwerb waren ihre Losung, und mir fehlte im Augenblick leider Beides. Vielleicht hätte ich Schwägerin Emilie durch eine vortheilhafte Heirath versöhnen können. Die Gelegenheit bot sich, aber ich fand mich noch in keiner Weise reif zu einem solchen Schritte. So kam es zu manchen kleinen Mißverständnissen, und ich begann, mich unsäglich einsam und elend in der Heimath zu fühlen. Der Boden brannte mir unter den Füßen, ich hörte Vorwürfe auch da, wo sie unausgesprochen blieben Fort, fort! Das war mein einziger Gedanke.

Je weiter im Osten und Westen die Kriegsrüstungen vorschritten, je ernster sich der Konflikt zwischen den beiden europäischen Hauptmächten gestaltete, je unbezwinglicher ward meine Sehnsucht, an dem bevorstehenden Kampfe Theil zu nehmen.

An einem rauhen unfreundlichen Wintertage im Anfang des Jahres 1812 brach ich auf. Es war noch früh am Morgen, doch hörte ich meine Schwägerin sich schon in der Wirthschaft tummeln. Sie kam nicht zum Vorschein, mein Bruder aber reichte mir schweigend die Hand.

„Leb wohl — sagte ich — und grüße die Andern! Es kann sein, daß Ihr nichts wieder von mir hört.“

Ich hatte meine wenigen kleinen Pretiosen verkauft und hoffte mit dem gelösten Gelde eine Strecke Weges zu kommen. Weiter mußte der Himmel helfen. So viel nur stand fest bei mir, daß ich entweder einst in glücklichen unabhängigen Verhältnissen in die Heimath zurückkehren, oder ewig todt für dieselbe bleiben würde.

Ich richtete meine Schritte zunächst nach Schlesien, um mich von dort über Polen nach Rußland zu begeben. Aber die Trennung von den Meinigen, an denen ich trotz augenblicklicher Verstimmung mit ganzer Seele hing, hatte mich

tiefer angegriffen, als ich dachte. In Oels blieb ich liegen, von einer schweren Krankheit erfaßt, welche der Arzt für die Folge einer heftigen Gemüthsbewegung erklärte. Meine letzten Groschen gingen drauf. Nur mit Mühe schleppte ich mich nach einigen Wochen weiter bis Biala und Bialitz in Oesterreichisch Galizien, wo die Nothwendigkeit, mir einen Reisepfennig zu verschaffen, mit zwingender Gewalt an mich herantrat. Nach längerm Sinnen und Ueberlegen kam ich endlich zu dem Entschluß, mich an dem erwähnten Ort unter fremdem Namen als Tanzlehrer niederzulassen. Das Glück war mir günstig, indem es mir in einigen angesehenen Familien Eingang verschaffte. Bald hatte ich Schüler und Schülerinnen in Menge, meine Pas kamen in die Mode, und nach Verlauf von acht Wochen, während welcher ich unermüdlich fleißig im Stundengeben war, befand ich mich im Besitz wohlerworbener barer dreihundert Gulden. Meine Freude war groß, und ich mochte nun keinen Tag länger säumen. Hastig packte ich meine geringen Habseligkeiten zusammen, nahm Abschied von meinen Bekannten und eilte die Weichsel hinunter über Sandomir nach der russischen Grenze. Noch lag der Bugstrom zwischen mir und dem Lande meiner Wünsche. Ich war in einem polnischen Grenzstädtchen abgestiegen, welches von polnischen Lanciers besetzt war. Die Franzosen befanden sich im Anmarsch, und die äußerste Vorsicht schien daher geboten. Fleißig ging ich an den Ufern des Flusses spazieren, mit scharfem Auge das jenseitige Terrain rekognoszirend, welches der russische General Tormassow mit seinen Truppen besetzt haben sollte. Eines Tages erblickte ich einen Kosakenvorposten. Sogleich eilte ich nach Hause, steckte mein Geld und die nothwendigste Wäsche zu mir und kehrte, durch die polnischen Vorposten unbelästigt, an das Ufer zurück.

Auf mein Winken und Rufen erschienen mehrere Kosaken. Ein Kahn ward abgelassen, der mich glücklich nach Volhynien hinüber brachte. Dort sah ich mich sofort von neugierigen Kosaken umringt. Da ich aber außer Stande war, mich in

ihrer Sprache verständlich zu machen, so brachten sie ein Pferd herbei, nöthigten mich aufzusitzen und jagten in sausendem Galopp zehn Werst (zwei Meilen) mit mir in's Land hinein. Endlich ward Halt gemacht, ein neues Kosaken-Kommando empfing uns, man trank ein Glas Branntwein zusammen und versäumte nicht, auch mich zu traktiren. Dann mußte ich ein neues Pferd besteigen, und nachdem ich meinen bisherigen Führer noch mit meiner Brieftasche beschenkt hatte, die ihm sehr zu gefallen schien, ging es frisch wieder vorwärts.

Nach einem abermaligen Ritt von fünf Wersten erreichten wir einen stärkeren Kosakenvorposten, dem ein Offizier vorstand. Auch ihm konnte ich mich nicht verständlich machen. Nach eingenommenem Mittagbrod mußte ich wieder aufsitzen. Wir legten bei mehrmaligem Pferdewechsel noch einmal fünfzehn Werst zurück und langten endlich im Hauptquartier eines Kosakenobersten an. Hier fand ich einen Offizier vom Generalstab, mit dem ich mich in französischer Sprache auseinandersetzen konnte. Der Oberst gönnte meinem müden Körper einige Erholung, und ich durfte die Nacht in seiner Wohnung schlafen.

Am andern Morgen setzte ich meinen Ritt in der mir nun schon geläufigen Kosakenweise fort, um im Laufe des Tages das Hauptquartier des Generals Grafen Lambert zu erreichen, welcher die Avantgarde des Tormassow'schen Korps kommandirte. General Lambert empfing mich sehr freundlich, und es gereichte mir zu einer großen Erleichterung, daß ich ihm meine Wünsche in deutscher Sprache vortragen konnte.

Er sandte mich andern Tages weiter in das große Hauptquartier des Generals Tormassow, welcher sich in Dubno aufhielt, und dem ich einige Tage später nach Luzk folgte. General Tormassow sowohl, als General d'Auvray vom Generalstab und der General du jour von Oldekopp kamen mir mit vieler Güte entgegen. Ich erhielt von Ersterem die Erlaubniß, als Generalstabsoffizier in seinem Armeekorps Dienste zu thun, bis meine Anstellung vom Kaiser genehmigt sein würde. General Oldekopp nahm mich in seine Wohnung auf und zog mich zu seiner täglichen Tafel.

Meine Beschäftigung bis zum wirklichen Beginn des Krieges bestand nun darin, die Ufer des Bugs nach dem Augenmaß aufzunehmen. Es fiel während dieser Zeit nichts Merkwürdiges vor, die vielen Exzesse abgerechnet, welche Baschkiren, Kirgisen und Kosaken an den Bewohnern des Landes verübten.

Ein Fall ist mir besonders erinnerlich. Es wurden, während wir mit dem General Oldekopp bei Tisch saßen durch eine Dragonerpatrouille ein Baschkirenoberst und vier Baschkiren eingebracht, die in einem benachbarten Dorfe geplündert und — zu welchem Zwecke blieb unermittelt — ein neugebornes Kind geraubt und gemordet hatten. Der General warf sogleich die Serviette fort und eilte, von uns Anderen gefolgt, in den Hof, wo sich die Gefangenen befanden. Er war so wüthend, daß er den sogenannten Obersten (diese Leute hatten keinen Rang in der Armee) mit Faustschlägen traktirte und unverzüglich ein Kriegsgericht niedersetzen ließ, nach welchem alle fünf Baschkiren verurtheilt und selbigen Tages erschossen wurden. Diese strenge Justiz war um so mehr gerechtfertigt, als dergleichen Exzesse sich täglich mehrten und die Landbewohner, dadurch in Schrecken gesetzt, schon anfingen, die Ankunft der Franzosen zu wünschen.

Am 24. Juni 1812 hatte Napoleon die russische Grenze überschritten. Nicht nur Franzosen, auch Polen und Italiener und unsere besten deutschen Truppen bildeten seine Armee Für uns in Volhynien, die wir den Sachsen und Oesterreichern unter Schwarzenberg und Reynier gegenüberstanden, begann der Kampf in den ersten Tagen des Juli, als der Feind den Bugstrom passirte und bis Pinsk und Ruszana streifte.

Unserer Ordre gemäß zogen wir uns auf allen Punkten zurück. Wir kamen am 17. Juli durch die unglückliche Stadt Kobryn, welche, jetzt zum ersten Mal durch Brand und Plünderung heimgesucht, in den Händen des sächsischen Generals von Klengel zurückblieb. Die Oesterreicher zogen, diesen wichtigen Punkt nicht genugsam beachtend, weiter auf Minsk, während sich schon in ihrem Rücken der verheerende Kosakenkrieg zu

entfalten begann, der sich bald bis auf das Warschauer Gebiet erstrecken sollte.

Unterdessen hatte sich der russische General von Kaminsky, welcher mit 8000 Mann von der zweiten Westarmee (unter Bagration) abgeschnitten war, auf der Straße nach Kobryn mit der Avantgarde des Tormassow'schen Korps unter Lambert vereinigt. Mit der größten Schnelligkeit rückte er vor, um die vom Feinde besetzte Stadt durch gewaltsamen Angriff zu nehmen. Am 27. Juli ließ er seine Truppen über den kleinen Fluß Muhawsz setzen und gab Befehl, den Angriff an drei Punkten zugleich zu beginnen.

Die Sachsen hielten die Brücke besetzt, den einzigen Weg, der ihnen allenfalls zum Rückzuge geblieben wäre. Doch ward dieselbe von den Russen zusammengeschossen, wobei noch die nahegelegenen Gebäude in Brand geriethen. Von verschiedenen Seiten stürmten wir nun heran, den unglücklichen Feind in den engen Straßen des schlechtgebauten Ortes vor uns hertreibend. Auch der heldenmüthigste Widerstand konnte nichts mehr nützen. Dennoch währte der Kampf mit großer Erbitterung über neun Stunden, und erst als der sächsische General sah, daß ihm keine Wahl blieb, als seine braven Soldaten sämmtlich niedermetzeln zu lassen oder sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben, wählte er das Letztere. Acht Kanonen, vier Fahnen, der General selbst, 70 Offiziere und 2500 Mann fielen in unsere Hände.

Am Schluß des Gefechtes war der kommandirende General Tormassow selbst auf dem Schlachtfelde erschienen. Ich hielt in seinem Gefolge, als er das gefangene sächsische Korps defiliren ließ, und wer beschreibt die Freude der armen tiefgebeugten sächsischen Offiziere, als sie mitten unter den fremden russischen Gesichtern plötzlich einen Freund und Jugendgefährten erkannten? Sie umringten mich und baten um Gottes Willen, es beim kommandirenden General zu befürworten, daß sie zu einem Brunnen oder einer Quelle geführt würden, weil sie sonst vor Durst und Hitze erliegen müßten.

Nachdem ich nur noch schnell einige Erkundigungen über meinen Bruder Adolf eingezogen hatte, der beim ersten leichten sächsischen Jägerregiment stand, eilte ich sofort zu Tormassow, um ihm die Noth meiner Landsleute vorzustellen. Es gelang mir, ihnen einen besonderen Brunnen auszuwirken, an dem sie sich stärken und laben konnten, welches bei dem herrschenden Wassermangel, unter dem unsere eigenen Truppen viel zu leiden hatten, eine große Vergünstigung war. Auch für die sonstigen nächsten Lebensbedürfnisse der Gefangenen ward gesorgt. Dennoch konnten sich die Offiziere einer schweren Besorgniß über ihr ferneres Schicksal nicht erwehren. Sie fürchteten, ohne Geld, ohne Pferd, ohne die nothwendige Kleidung und Wäsche einer langen Gefangenschaft in dem unwirthbaren Rußland entgegenzugehen. Abermals wandte ich mich an Tormassow, vereint mit dessen erstem Adjutanten, Kapitän Bibikoff, und der General ertheilte den Befehl, daß den Offizieren ihre Mantelsäcke und je ein Pferd gelassen, denjenigen aber, welche ihre Pferde und Equipage bereits eingebüßt hatten, angemessene Geldunterstützungen ausgezahlt würden. Auch für die Verwundeten ließ er auf's Beste sorgen.

Leicht aber hätte noch jetzt das Loos der sächsischen Offiziere ein ungleich härteres werden können.

Sie hatten ihr Ehrenwort gegeben, nicht zu entweichen, und erhielten daher nur eine unbedeutende Kosakeneskorte.

Der Lieutenant von T. aber brach dieses Ehrenwort, unbekümmert um die Behandlung, der er dadurch seine Kameraden ausgesetzt, falls Tormassow glücklicherweise nicht zu edelmüthig gedacht hätte, um die Schuld des Einen an den Andern zu rächen. Ich traf ihn später nach der Schlacht bei Dresden abermals unter den sächsischen Gefangenen, fühlte mich indessen nicht berufen, an dem Elenden, der bei meinem Anblick in nicht geringe Angst gerieth, zum Angeber zu werden.

Nach der Schlacht von Kobryn fingen Schwarzenberg und Reynier an, ernstlich für ihre Verbindung mit dem Herzogthum Warschau zu fürchten.

Sie suchten ihre Kräfte so schnell wie möglich zu vereinigen

und griffen am 11. August unsere bei Ruszana stehende Avantgarde an. Dieselbe ward trotz verzweifelter Gegenwehr in die Engpässe von Koschibrod zurückgeworfen. Auch dort konnte sie sich nicht halten, und zu einem abermaligen Rückzug durch den Engpaß von Horodezka gezwungen, schloß sie sich endlich wieder an die Tormassow'sche Hauptmacht an, welche auf den Höhen zwischen Kobryn und Ruszana eine starke, theilweise durch tiefe Sümpfe gesicherte Stellung bezogen hatte.

Am 12. August fand die Schlacht bei Horodezka statt.

Ich will hier nicht auf alle Einzelheiten derselben eingehen. Der Kampf war ein überaus hartnäckiger und lange schwankend. Die Russen standen fest wie die Mauern; die Oesterreicher konnten durch den tiefen Schlamm nicht zu uns herandringen und hatten während ihrer vergeblichen Versuche viel von unserem wohlgezielten Kleingewehrfeuer zu leiden. Die Hauptaufgabe des Tages aber war den Sachsen zugefallen. Aus dem Walde von Podubnie, den Tormassow, wie er erst am Schlachtmorgen zu seinem Schrecken bemerkte, zu besetzen versäumt hatte, drangen sie in immer dichteren Schaaren gegen unsere linke Flanke vor, von deren Umgehung die Schlacht abhing. Ob sie auch reihenweise durch das russische Kartätschenfeuer niedergestreckt wurden, ließen sie sich dennoch nicht entmuthigen, sondern kamen immer näher heran bis zum mörderischen Handgemenge. Ihren Angriff zu verstärken, zog General Reynier frische Truppen in seine rechte Flanke.

Tormassow, dies bemerkend, änderte seine Front. Er rief mehrere Truppen-Abtheilungen von seinem rechten Flügel ab und ließ, was er von Reiterei und Artillerie noch zur Disposition hatte, an die Reserve rücken. Dadurch gelang es ihm, seine Linie so zu erweitern, daß Reynier nicht darüber hinauskonnte.

Jetzt unternahmen die Sachsen einen verzweifelten Bajonett-Angriff, trafen aber bei den Russen auf einen ebenso verzweifelten Widerstand.

Bei dieser Gelegenheit schaute General Tormassow von

einer Anhöhe herab als kaltblütiger Beobachter dem Schlachtenspiel zu. Ich hielt in seiner Suite. Mehrere feindliche Paßkugeln sausten über unsere Köpfe hinweg und tödteten einige hinter uns haltende Handpferde.

Da wandte sich der General zu mir:

„Reiten Sie nach Batterie 4, führen Sie dieselbe auf die Anhöhe, welche Sie dort sehen, und lassen Sie den Sachsen so lange mit Kartätschen zusetzen, bis sie weichen."

Mit möglichster Schnelligkeit vollzog ich seinen Befehl.

Doch wer beschreibt meine Gefühle, als ich unter den herandringenden Sachsen in vorderster Linie das Regiment erkannte, bei welchem mein guter Bruder Adolf stand! Der Krieg kennt kein Erbarmen. Ich flehte zu Gott, daß er das geliebte Leben schützen möge, aber ruhig mußte ich zusehen, wie die Kugeln ihren Verderben bringenden Lauf nahmen.

Als die Sachsen endlich wichen, mischte ich mich unter die vorsprengende Reiterei, welche sie zu verfolgen hatte und spähte mit angstvollen Blicken nach allen auf dem Schlachtfelde gefallenen Offizieren. Gottlob, mein Bruder war nicht unter ihnen! Dagegen sah ich mehrere andere Bekannte, den Rittmeister Ulrich, den Kapitän von Seydlitz und den Lieutenant von Risleben blessirt und gefangen von den Russen einbringen.

Schon neigte sich der Tag, als Reynier zum letzten Mal mit seinen übel zugerichteten Truppen, die aber durch sechs frische Bataillone und verschiedene österreichische Regimenter unterstützt wurden, aus dem Walde hervorbrach. Dieser Augenblick entschied die Schlacht. Obgleich das russische Geschütz einen neuen Kugelregen über die Andringenden ausschüttete, hatte doch die alliirte Reiterei des rechten Flügels inzwischen die Straße von Kobryn erreicht, auf welcher sie unsere Position völlig zu umgehen drohte. Die Nacht endigte das Gefecht, und Morgens halb zwei Uhr fand Tormassow es gerathen, sich nach den Divinischen Sümpfen zurückzuziehen, wo eine schnelle Verfolgung, des schwierigen Terrains wegen, unmöglich war. Unser Rückzug ging abermals durch Kobryn.

Da ich bei einer anderen Gelegenheit von den rohen Greuelthaten der Baschkiren gesprochen habe, so will ich hier auch einen Zug ihrer natürlichen Gutmüthigkeit nicht unerwähnt lassen.

In den Straßen von Kobryn traf ich unter Kosakeneskorte meine bei Horodezka gefangenen drei Landsleute wieder. Der Rittmeister Ulrich, von Säbelhieben schwer verletzt, mußte von zwei Kosaken auf seinem Pferde festgehalten werden und gewährte einen Mitleid erregenden Anblick. Plötzlich hörte ich mich von einem um ihren Popen versammelten Haufen Baschkiren angerufen. Der Pope kam auf mich zu und gab mir mehrere Dukaten, welche die Baschkiren zusammengeschossen hätten, damit der schwer blessirte brave Offizier (Ulrich) sich in seiner unglücklichen Lage einige Erleichterung verschaffen könne. Ich dankte den Leuten für ihre gute Absicht, reichte aber das Geld zurück, da Ulrich es unter keinen Umständen nehmen wollte.

An einem kleinen Wirthshause ließ ich Halt machen und traktirte meine Landsleute mit Kirschsuppe, die namentlich dem von Fieber stark heimgesuchten Lieutenant von Seydlitz sehr wohlthat. Nachdem ich ihnen dann noch beim kommandirenden General eine nicht unbedeutende Geldunterstützung und einen Wagen zum Weitertransport ausgewirkt hatte, mußte ich sie ihrem Schicksal überlassen, um meinen Truppen zu folgen.

Der Rückzug durch die Divinischen Sümpfe ging unter äußerst schwierigen Verhältnissen vor sich. Ein achtundvierzigstündiger Platzregen hatte das ganze Terrain durchweicht, und den einzigen Dammweg, welcher hindurch führte, auf eine fürchterliche Weise zerstört. Jeder Truppentheil mußte sich seinen eigenen Weg suchen und dabei dem Lauf der den Morast durchströmenden Bäche möglichst folgen, da diese allein noch einen einigermaßen festen Grund hatten. Die Infanterie, bis unter die Arme entkleidet, trug ihre Tornister und Patrontaschen auf den Spitzen ihrer Bajonette; ein Mann mußte dem anderen hülfreiche Hand leisten, um ihn vor dem Versinken zu bewahren; die Kanonen gingen bis an

die Achsen im Schlamm und konnten nur mit großer Mühe durch die braven russischen Pferde weitergeschafft werden. Wohl ist es zu bewundern, daß bei alledem außer einiger Bagage nichts verloren ging.

Auch ich suchte mir mit meinem Pferde meinen eigenen Weg und benutzte jede anscheinend bessere und festere Stelle. Dabei geschah es, daß ich, um eine in Krümmungen marschirende Kolonne abzuschneiden, auf einen ziemlich großen, mit starken Eichen und Fichten bestandenen Platz ausbog.

Durch die überraschend angenehme und sicher scheinende Oertlichkeit verlockt, wollte ich absteigen, um mein Pferd grasen zu lassen und mir selbst einige Erholung zu gönnen. Aber ein seltsames Brummen, das ich vernahm, ließ mich erst vorsichtig umschauen. Ich erblicke drei Bären, die sich lustig im Grase kugelten, während zwei andere auf Bäume geklettert waren, um die von den Landbewohnern dort aufgestellten Bienenkörbe zu berauben. So vollständig neu und interessant mir solch' ein Anblick war, so verspürte ich doch keine Lust, ihn länger zu genießen, sondern warf eiligst mein Pferd herum, um mich mit meinen Truppen zu vereinigen.

Am 16. August hatten die Verbündeten mit zwei Kolonnen leichter Truppen unsere Arrièregarde erreicht, und es kam zwischen Ur und Divin zu einem heftigen Gefecht, in Folge dessen die Oesterreicher Divin besetzten und die Russen zurückgingen.

Bei allen diesen Rückzügen verfuhr Tormassow nach denselben Grundsätzen, welche die russische Hauptmacht auf ihrem Rückzuge über Smolensk nach Moskau befolgte. Er suchte den Feind in das Innere des Landes zu locken, zerstörte auf seinem Durchmarsch Brücken und Magazine, zündete die Dörfer an, führte das Vieh hinweg und nöthigte die Landbewohner, sich entweder dem weichenden Heere anzuschließen, oder in die Wälder zu flüchten, von wo aus sie einen schonungslosen Parteigängerkrieg führten.

Schwarzenberg und Reynier erkannten denn auch endlich die gefährliche Lage, in welche sie durch die feindliche Taktik

geriethen, und sahen nicht ohne schwere Besorgniß einer sich an den Grenzen des Herzogthums Warschau vorbereitenden Katastrophe entgegen. Ihre Einsicht kam für diesmal zu spät. Tormassow's Korps, nach dem heftigen Treffen von Horodezka vom Bug zurückgeworfen, aber darum noch keineswegs besiegt, hatte in einem Winkel, welchen der Stür und Dniepr bilden, eine feste Stellung genommen. Hier wollte man das Eintreffen der Donau-Armee abwarten, welche durch den mit der Pforte abgeschlossenen Frieden disponibel geworden war und in Eilmärschen unter Admiral Tschitschagoff heranrückte.

Das russische Hauptquartier war in Luzk. Die beiden feindlichen Armeen standen auf gegenüberliegenden Höhen, sich gegenseitig beobachtend. Es kam zu einigen unwesentlichen Neckereien, im Ganzen jedoch herrschte ein so passiver Zustand, als ob ein förmlicher Waffenstillstand abgeschlossen wäre.

Während dieser Zeit bestand meine liebste Erholung in dem Besuch der schönen katholischen Kirche, deren angenehme, von dem Duft des gestreuten Kalmusschilfes durchwürzte Kühle einen erquickenden Kontrast zu der draußen herrschenden fürchterlichen Hitze bildete. Diese Kirche abgerechnet, war Luzk ein elendes, schlecht gebautes, großentheils von Juden bewohntes Nest, das nicht die mindeste Zerstreuung darbot.

Am 20. September endlich traf Admiral Tschitschagoff, der auf seinem Marsch von der Donau her durch furchtbare Regengüsse, ausgetretene Flüsse und zerstörte Uebergänge so lange aufgehalten worden war, auf der Stürlinie ein. Von diesem Augenblicke an änderte sich der Lauf des Krieges, da Tormassow, mit Tschitschagoff vereinigt, sich stark genug fühlte, wieder vorzugehen und den Feind aus seinen guten Stellungen zu vertreiben.

Schon in der Nacht vom 21. zum 22. September machte ein Theil der russischen Reiterei einen Ausfall über den Stür und jagte Sachsen, Oesterreicher und Polen in die Flucht. So bedachtsam die Russen vordem im Rückzug gewesen waren, so schnell und ausdauernd zeigten sie sich jetzt in der Verfolgung. Unser Vortrab befand sich in fast ununterbrochenem

Gefecht mit der Nachhut des Feindes, welcher viele Wagen und vernichtete Vorräthe auf den elenden Straßen zurückließ.

Als danach auch das Gros der russischen Armee dem Vortrabe nachrückte, sah sich Schwarzenberg ganz und gar auf die Defensive geworfen. Er ging zunächst über die Turia zurück. Da aber die Polen, welche die äußerste linke Flanke bildeten, über den Bug bis Zamosk gejagt wurden und die Sachsen sich dieser Bewegung nothgedrungen anschließen mußten, fand er es gerathen, seine Stellung ebenfalls hinter dem Bug zu nehmen.

Der Hauptübergang der Alliirten fand bei einem schönen, von ihnen selbst angelegten Brückenkopf statt, durch eine in der Nähe befindliche Furth begünstigt.

Die gegenüber liegenden Höhen schienen ganz geeignet zu sein, um dort eine feste Position zu nehmen und ein etwaiges Nachdrängen der Russen zu verhindern. Nichtsdestoweniger war bei unserer Ankunft von einer solchen Absicht nirgend etwas zu bemerken.

Mein General beorderte mich, über den Bug zu gehen und den Feind am jenseitigen Ufer zu rekognosziren. Ich beeilte mich, seinen Auftrag auszuführen, hätte aber leicht mein Leben dabei einbüßen können, da ich, von ein paar Gläsern starken Punsches benommen, die Furth verfehlte und mich wohl oder übel genöthigt sah, an der ersten besten Stelle mit meinem Pferde in den Strom zu setzen. Mein braver Brauner trug mich schwimmend auf seinem Rücken an's Land. Dort angekommen aber bemerkte ich zu meinem Schrecken, daß ich mich blos auf einer Insel befand und der Strom in seiner Hauptbreite noch vor mir lag. Ich mußte abermals hineinsetzen, daß die Wellen über meinem Kopfe hoch zusammenschlugen, und erst nach einem hartnäckigen und verzweifelten Kampfe, bei dem ich meine Seele schon Gott befohlen hatte, gelang es mir mich durch die starke Strömung und den kaum minder gefährlichen Uferschlamm glücklich hindurch zu arbeiten. Bis zu einbrechender Nacht blieb ich in einem Weidengebüsch verborgen, da ich nicht wußte, ob der Feind

die Gegend schon verlassen hatte. Dann trabte ich einem nahe gelegenen armseligen Städtchen zu, welches wie ausgestorben vor mir lag. Keine Spur von militärischem Leben war zu erblicken. In einem Judenhäuschen brannte ein einsames Licht. Ich begehrte Einlaß und Herberge, die mir zitternd gewährt ward. Hier erfuhr ich, daß die Sachsen bereits am frühen Morgen abgezogen waren, zuvor aber alle vorhandenen Kähne zerstört hatten. Nachdem ich mich bei grauendem Morgen von der Richtigkeit überzeugt hatte, ließ ich mich von meinem Wirth an die Furth des Stromes führen, mußte mich aber dennoch zur Ueberfahrt eines Prahms bedienen, den die Kosaken herüberbrachten, da mein Pferd auch durch die strengsten Strafen nicht zu bewegen war, wieder in's Wasser zu gehen.

Wir blieben dem Feinde fernerhin in allen Punkten überlegen. Er floh auf der Kobryner Straße vor uns her bis Brzesc, die Sachsen wurden bei Biala angegriffen, und Schwarzenberg sah sich genöthigt das rechte Bugufer definitiv aufzugeben.

Meines Bleibens bei der Moldauarmee aber sollte nicht mehr lange sein, und das Gefecht bei Jalesi zwischen Reynier und General Essen (am 19. Oktober) war das letzte, welches ich in Volhynien mitmachte.

Tormassow hatte bereits am 16. Oktober sein Kommando dem Admiral Tschitschagoff übergeben und war zur Hauptarmee abgegangen, um die durch den Tod des Fürsten Bagratjón erledigte Stelle zu übernehmen. Er hatte mir beim Abschied versprochen, daß ich nächstens mit einem Kurier an den Feldmarschall Kutusow gesandt werden sollte und daß er, Tomassow, sich dann meiner im großen Hauptquartier weiter annehmen werde. Die kaiserliche Genehmigung meiner Anstellung war nämlich noch immer nicht eingegangen, und ich hatte dadurch den großen Nachtheil, daß ich nicht nur kein Gehalt bezog, sondern auch für die verschiedenen Gefechte, in denen ich mir die Zufriedenheit meiner Vorgesetzten erwarb, zu keiner Belohnung vorgeschlagen werden konnte. Da nun

Kutusow schon das Recht hatte, einen Offizier definitiv anzustellen, so durfte ich hoffen, durch Tormassow's Fürwort bei demselben endlich zu meinem Ziele zu gelangen.

Am 20. Oktober trat ich in Begleitung eines Kuriers von Brzesc aus die versprochene Reise an. Wir bestiegen eine mit drei starken Pferden bespannte Kibitke und fuhren im sausenden Galopp von dannen. Schon am ersten Tage wurden wir mehrmals umgeworfen, ohne jedoch Schaden zu nehmen, und dies wiederholte sich an den folgenden Tagen. Alle drei Stunden ward das Gefährt gewechselt. Da sich über dem mittelsten Pferde ein Bogen mit einer Glocke befand, so war man auf den Poststationen immer zeitig genug von der Annäherung eines Kuriers unterrichtet, um eine mit frischen Pferden bespannte Kibitke bereit halten zu können. Die große Schnelligkeit der Reise, bei der es Einem kaum vergönnt war, ein Glas Punsch oder einen Bissen kalter Speise zu sich zu nehmen, die schlechten Wege, der unbequeme Wagen und die schon eingetretene kalte Witterung waren wenig geeignet, die Vorzüge einer russischen Kurierfahrt in besonders günstigem Lichte zu zeigen.

Um ihre Pferde in einem raschen Galopp zu erhalten, suchen die Russen dieselben durch unausgesetztes Schreien und Singen zu ermuntern. Auf oder abwärts, immer geht es in gleichem rasenden Tempo. Von einem hohen Berge sausten wir wie mit Teufelsgespann in einen tiefen Abgrund und über eine lose Knüppelbrücke hinweg, daß die Knüppel hoch aufflogen.

Wir kamen über Kobryn, Ratno, Dubno und viele andere Orte. In Zytomirsz wurden Depeschen an den Kommandanten abgegeben. Hier machte ich die unangenehme Entdeckung, daß ich meine Brieftasche mit hundert Rubeln verloren hatte. Von Zytomirsz weiter nach Kiew. Auch hier waren Depeschen abzugeben und neue in Empfang zu nehmen. Ich benutzte den dadurch entstehenden Aufenthalt zu einem Gang durch die schöne kuppelreiche Stadt. Plötzlich ward ich aus einem Kaffeehause angerufen. Sieh da, meine drei Kobryner

Freunde, die als Gefangene nach Kiew transportirt worden waren. Guten Tag und guten Weg! Zu einer längeren Unterhaltung war keine Zeit. Von Kiew wiederum weiter durch eine Menge größerer und kleinerer Orte mit Zungen zerbrechenden Namen. Ueber Kaluga, wo wir an den Ufern des Flusses ungeheure Vorräthe für die Armee aufgehäuft sahen, nach dem Dorfe Krasnoi Proknow. Hier fanden wir endlich den Fürsten Kutusow, wie er, im Bivouak sitzend, Nachts elf Uhr seine Armee defiliren ließ.

Es ward dem grauen Helden gemeldet, ein Kurier von Admiral Tschitschagoff sei angelangt. Sogleich wurden wir vorgefordert.

„Wo haben Sie den Admiral verlassen?“

„In Brzesc.“

Er murmelte einen russischen Fluch. „Wie lange unterwegs?“

„Sechs Tage.“

Wir waren entlassen.

Müßig und mich ein wenig verlassen fühlend — denn bei den wichtigen Ereignissen, die alle Gemüther beschäftigten, hatte Niemand Zeit, von meiner Person die geringste Notiz zu nehmen — trieb ich mich andern Tages im Hauptquartier umher. Da wollte es das Glück, daß ich an einem der Bivouakfeuer ein bekanntes Gesicht entdeckte.

„Turnow!“

„François!“

Wir lagen einander in den Armen; die Freude des Wiedersehens war groß, des Fragens und Antwortens kein Ende.

Gleiche Absichten wie mich hatten den Freund, dessen man sich aus der Teplitzer Duellgeschichte erinnern wird, in das russische Hauptquartier geführt. Da er erst vor wenigen Tagen angelangt war, so war unsere Situation eine sehr ähnliche. Wir nahmen uns vor, nachdem wir uns so unvermutheter Weise sechshundert Meilen von der Heimath wiedergefunden hatten, nun auch wenn irgend möglich, zusammen zu bleiben und in das gleiche Regiment zu treten.

Nach einigen Tagen, die wir unter mancherlei Unruhe und Entbehrung im Hauptquartier zubrachten, sollte dieser Wunsch sich erfüllen. Wir erhielten vom Feldmarschall unsere Anstellung im Sum'schen Husarenregiment, dessen Offizierkorps größtentheils aus Kurländern bestand, wodurch uns der Sprachverkehr sehr erleichtert wurde. Doch mußten wir als jüngste Lieutenants eintreten, da eine höhere Anstellung nicht von Kutusow, sondern nur vom Kaiser selbst befohlen werdeu konnte.

Froh, in dieser wichtigen Zeit überhaupt nur erst wieder den Fuß im Bügel zu haben, kauften wir uns schleunigst einige Pferde und eilten unserm gerade auf Vorposten befindlichen Regimente nach. Am 5. November langten wir bei demselben an.



6. Bei der russischen Hauptarmee.

Napoleon war mit seiner Hauptarmee, die sich aber seit Moskau, wo er sich durch seinen fürchterlichsten Feind, den russischen Winter, hatte überraschen lassen, in einem halb aufgelösten Zustande befand, bereits im vollen Rückzuge begriffen. Er hatte die Gegend von Smolensk auf geschonten Wegen zu erreichen und dort Winterquartiere zu beziehen gehofft, war aber von Kutusow in der Flanke angegriffen und durch das heiße Treffen bei Jaroslawesz genöthigt worden, die alte, von den Franzosen bei ihrem ersten Durchmarsch furchtbar verwüstete Smolensker Straße einzuschlagen, auf welcher dieselben nun dem selbstgeschaffenen Mangel und dem wüthenden Hasse des Landvolkes wie einer unerbittlichen Nemesis anheimfielen.

Mein Regiment stand bei der Kutusow'schen Avantgarde unter Miloradowitsch, und wir saßen dem Feinde immer dicht auf der Ferse. Ich hatte die große und unerwartete Freude, bei einer detachirt gewesenen Eskadron meinen alten Freund, den Lieutenant von Behr aus Mecklenburg, wiederzufinden. Er, ich und Turnow hielten nun sehr zusammen, und die aufrichtige Freundschaft, die uns verband, war ein nicht geringer Halt und Trost in den neuen, uns theils noch immer fremdartigen Verhältnissen.

Obgleich wir Russen auch unter mancherlei Strapazen und Entbehrungen zu leiden hatten, da es oft an den nöthigen Magazinen fehlte und der Winter ungewöhnlich früh und hart eingetreten war, so stand dies doch in keinem Vergleich

mit dem, was die Franzosen erduldeten. Die Spuren ihres erlittenen Elends und der an ihnen verübten Greuel, auf die wir bei unserer Verfolgung stießen, waren geradezu entsetzlich. Jammergestalten aller Art, Gefangene und unglückliche Nachzügler, welche der Armee nicht schnell genug folgen konnten, kreuzten unsern Weg. Hier zogen wir einen noch lebenden Italiener unter dem Schnee der Landstraße hervor, dort suchten wir vergeblich einen durch Hunger und Elend stumpfsinnig gewordenen Bayern mit Speise und Trank zu erquicken. Am 9. November kamen wir mit unserm Regimente auf einem Platze an, welcher mit mehreren Hundert todten Franzosen bedeckt war. Wir hatten von keinem vorher stattgefundenen Gefechte gehört, und es fiel uns auf, daß die Franzosen sämmtlich mit Lanzenstichen getödtet waren, sowie daß kein einziger Russe unter ihnen lag. Aber das Räthsel löste sich, als wir bald darauf auf einen Haufen russischer Landwehren (Druschina) stießen, welche unbefangen erzählten, daß sie die Franzosen niedergestoßen hätten, da sie ihnen von den Kosaken zwar als Gefangene zum Rücktransport, aber zugleich mit dem spöttischen Bemerken übergeben worden wären: sie könnten sich an diesen Ungläubigen im Stechen üben.

An einem andern Tage gelangten wir auf unseren Seitenmärschen in ein noch ziemlich wohlhabend aussehendes Dorf, aus dem uns mehrere Großbauern entgegenkamen, um sich Offiziere als Einquartirung zu erbitten. Einige dieser Bauern waren sehr redselig und berichteten mit freudestrahlenden Gesichtern, daß sie sich von den Kosaken französische Gefangene gekauft, dieselben erst gut gefüttert und dann einem jämmerlichen Tode überantwortet hätten. Der eine Bauer — er schien der reichste zu sein — hatte seine unglücklichen Gäste, vierzehn an der Zahl, nach der Mahlzeit zusammenbinden und so lange mit siedendem Wasser begießen lassen, bis sie ihren Geist aufgaben. Die andern Bauern hatten die ihren lebendig begraben oder in den bekannten russischen Badehäusern ersticken lassen. Aber alle diese Unthaten waren (so stark mischte sich der religiöse Fanatismus mit dem Nationalhaß

des russischen Landvolkes) in dem Glauben, daß man sich dadurch eine besondere Stufe im Himmel erwerbe, und theilweise sogar im Namen der heiligen Mutter Gottes von Smolensk begangen worden.

Napoleon hatte Smolensk nur erreicht, um es bereits am 13. November wieder zu verlassen. Er sah, daß die einzige Möglichkeit seiner Rettung darin bestand, an die Beresina zu gelangen, ehe die beiden unter Tschitschakoff und Wittgenstein heranrückenden Heere sich dort zu einem Hauptschlage gegen ihn vereinigen konnten. Aber Kutusow trat ihm abermals in den Weg, indem er sich zwischen seine Hauptmacht und den von Smolensk anrückenden Nachtrab warf, und bald sollte die gänzliche Vernichtung dieses unglücklichen Heeres keinem Zweifel mehr unterliegen.

Am 14. November waren wir, die Chaussee von Moskau nach Smolensk verlassend, vom Wege abgebogen und auf feindliche Kavallerie gestoßen, die wir attackirten und in die Flucht schlugen.

Am 15. November kam es auf der Smolensker Straße, zwei Meilen von Krasnoi, zu einem abermaligen Gefecht, bei welchem es das Glück fügte, daß die Eskadron, welcher Behr, Turnow und ich angehörten, zwei erfolgreiche Attacken auf eine Infanteriekolonne und eine feuernde Batterie machte. Die Infanterie ward zersprengt und gefangen, die Batterie genommen. Vergnügt über diese gelungene Affaire, sagte ich im Zurückreiten zu Turnow: „Es ist gut, daß wir uns mit diesen Waffenthaten in's Regiment eingekauft haben; das wird den Russen Zutrauen geben."

„Jawohl, Ihr habt Euch brav gehalten", erwiderte in deutscher Sprache ein hinter uns reitender, in einen schlechten Mantel gehüllter, alter Kosak.

Erstaunt blickten wir uns um. Da sprengte er vor und rief: „General Graf Pahlen, lassen Sie Sammeln blasen!"

Wir erkannten nun in ihm unsern würdigen Chef Miloradowitsch. Er rief uns zu sich, erklärte uns vor dem

Regiment für brave Kerls (Matodets) und befahl die Aufzeichnung unserer Namen, um uns dem Kaiser zu empfehlen.

Am 16. November erreichten wir Krasnoi nach einem nochmaligen Gefechte. Wir bezogen ein Lager, sieben Werst von der Stadt, und erwarteten einen entscheidenden Kampf mit der ganzen Ungeduld, welche der Durst nach Rache, vereint mit dem Bewußtsein unserer Ueberlegenheit, uns einflößte.

Am 17. November fand das Treffen statt. Mit furchtbarer Wuth und Uebermacht griffen die Russen an, als Davoust aus den Hohlwegen von Merlino mit seinen Truppen heranrückte. Anfänglich leitete Napoleon auf französischer Seite selbst das Gefecht, und seine Gegenwart schien die erschöpften Soldaten noch einmal mit frischem Muth und dem alten Siegesglauben zu erfüllen. Ohne Kavallerie und fast ohne Geschütz schlugen sie unsere Frontalangriffe mit bewundernswürdiger Tapferkeit zurück. Aber Davoust hatte sein Terrain ungeschickt gewählt und manövrirte an diesem Tage überhaupt so wenig glücklich, daß schon am Nachmittage der rechte französische Flügel von uns vollständig umgangen und bald darauf auseinandergesprengt wurde. Napoleon, von heftigem Unmuth darüber erfüllt, verließ mit mehreren seiner Marschälle das Schlachtfeld und sprengte mit verhängten Zügeln seinen Garden nach, die er nach Orsza am Dniepr vorausgesandt hatte. Das Oberkommando blieb in Davoust's Händen.

Aber mit der Flucht des Kaisers war auch das Vertrauen der französischen Soldaten gewichen. Sie sahen die Kosaken mit wildem Mordgeschrei in ihre Reihen einbrechen, und ein neuer Ausfall der russischen Reiterei, bei dem auch mein Regiment betheiligt war, brachte die schon wankenden Schaaren in vollständige Flucht und Auflösung. Neuntausend Mann, darunter achtundfünfzig Offiziere und zwei Generale, streckten die Waffen. Viertausend feindliche Todte blieben auf dem Schlachtfeld, siebzig Kanonen, drei Standarten, Davoust's Marschallstab und seine reiche Bagage fielen in unsere Hände.

Unterdessen rückte Ney, dem Davoust von seiner Niederlage keine Mittheilung zukommen lassen konnte, und dem es selbst an der nöthigen Reiterei fehlte, um Rekognoszirungen zu unternehmen, mit dem Nachtrabe heran. Miloradowitsch erwartete ihn schon vor Krasnoi mit beträchtlichen Verstärkungen, die er vom Hauptheer erhalten und in die umliegenden Dörfer vertheilt hatte. Auch mein Regiment war in ein Dorf eingerückt, welches links von der Straße von Smolensk nach Wilna lag, und hatten wir den Befehl, das heranrückende feindliche Korps aus dem Hinterhalt zu überfallen.

Das Dorf enthielt noch einige bewohnbare Häuser, war aber von seinen Einwohnern verlassen. Ich lag mit Behr und dem Rittmeister Budberg in Quartier, doch mußten wir, ehe wir uns tief ermattet auf das schmutzige Lagerstroh niederlegen konnten, wohl an zwanzig französische Leichname von demselben entfernen und in den Hof werfen.

Plötzlich in der Morgendämmerung wurden wir durch lautes Schießen geweckt. Schon flogen einige Granaten in unser Dorf. Mit Blitzesschnelle stürzten wir nach dem Stalle, warfen uns auf die Pferde und suchten das Freie. Hinter dem Dorfe rangirten wir uns und erblickten nun starke Tirailleurlinien und anrückende Infanteriemassen des Ney'schen Korps Eine Kartätschenkugel fiel in Budbergs Bagageschlitten und zerschmetterte denselben nebst mehreren darin befindlichen Leuten.

Gegen Mittag unternahm unser Regiment eine Attaque auf eine Infanteriemasse von dreitausend Mann, welche amphitheatralisch aufgestellt war und uns mit einem gewaltigen Kugelregen überschüttete. Dennoch drangen wir siegreich ein. Mein Freund Turnow ward durch eine Musketenkugel in den linken Schenkel getroffen. Als ich ihn aus dem Gefecht führte, bemerkte uns Miloradowitsch, sprengte an uns heran und ertheilte uns einige Lobsprüche. Unsere Namen wurden abermals notirt.

Am 19. November langte Ney mit etwa 15,000 Mann

vor Krasnoi an. Die Kosaken hatten trotz des dichten Nebels seine Kolonnen schon früher entdeckt, ihm selbst aber war es unmöglich gewesen, die zu seinem Empfange bereit gehaltenen Batterien zu bemerken. Er befand sich noch immer in dem Wahne, daß er die französische Hauptmacht bei Krasnoi finden würde, und hatte die ihn umschwärmenden Kosaken nur für streifende Haufen angesehen. Ein Parlamentär mit weißer Flagge ward abgesandt, um ihm seine Lage zu verkünden und ihn zur Ergebung aufzufordern. Aber auch jetzt noch schien er die Gefahr nicht zu übersehen. Er gab eine trotzige Antwort (je saurai me faire jour!) und ließ alle seine Kolonnen rasch vorrücken. Ein fürchterliches Blutbad entstand. Dreihundert Schritt nur von unseren Kanonenmündungen entfernt, stürzten die Franzosen, zu Haufen getroffen, nieder. Ganze Züge wurden auseinandergesprengt. Dennoch vermochte nichts, Ney's Muth und die wilde Entschlossenheit seiner Krieger zu lähmen. Sie stürmten mit rasender Wuth gegen die Batterien, und die Nachfolgenden mußten immer wieder die Lücken in den vorderen Reihen füllen. Erst als um Mittag aus den Dörfern jenseit der Landstraße eine neue starke Division mit gefälltem Bajonett auf sie eindrang, als sie ihren rechten Flügel von den Garde-Ulanen umgangen und den linken von Paulowsky-Grenadieren angegriffen sahen, sank ihr Vertrauen, und sie forderten am Abend selbst von ihrem Führer, sich zu ergeben. Die Kapitulation ward geschlossen. Ney aber, welcher an derselben keinen Theil haben wollte, verließ während der Nacht seine Truppen und langte, von etwa 100 Mann begleitet, über den Dniepr bei Napoleon an, der ihn, trotz der Unglücksbotschaft, die er brachte, mit Zärtlichkeit empfangen haben soll.

Freude und Stolz über die errungenen Siege herrschten in den Reihen der Russen, während das Elend der Franzosen nach den Tagen von Krasnoi jede menschliche Vorstellung zu übersteigen begann.

Die verfolgte Armee, aller ihrer Hoffnungen und jedes moralischen Haltes beraubt, schleppte sich verzweiflungsvoll

vorwärts, mit wahrhaft thierischer Leidenschaft nur noch um die Befriedigung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse kämpfend. Am schrecklichsten aber war das Loos der Flüchtlinge und der unglücklichen Gefangenen, falls sie nicht durch starke Eskorten regulären Militärs geschützt wurden. Was der Kosak nicht niederstieß, das rafften Frost, Hunger und Typhus hinweg unter langsameren, aber nicht minder fürchterlichen Qualen. Haufenweis fand man die französischen Leichname an der Landstraße liegend, meist um ein Stück Pferdefleisch herum, an dem die Unglücklichen ihren nagenden Hunger noch einmal zu stillen gehofft, dabei aber das Ende ihrer Leiden gefunden hatten.

Als ich am Tage nach der Schlacht mit meinem Regimente durch Krasnoi ritt, stand die Stadt in hellen Flammen. Sie war von unseren Truppen größtentheils verlassen worden, aber viele Hundert Franzosen hatte man ihres kranken Zustandes wegen nicht mitnehmen können Von Freund und Feind gänzlich geplündert und entkleidet, standen diese elenden Gestalten in der grimmigen Kälte um die brennenden Häuser herum, um sich zu erwärmen. Sie waren von der Verzweiflung schon so benommen, daß sie nicht einmal zurückwichen, wenn die züngelnde Flamme sie faßte, sondern sich nur wie Ratten im Kreise drehten und unter gräßlichem Gewimmer ihren Geist aufgaben. Einen ähnlichen Anblick hatten wir einige Tage später auf der großen Moskauer Straße. Wir begegneten einer wandelnden Rauchsäule und erkannten, näher kommend, einen Trupp fast nackter, französischer Gefangener, welche zu ihrer Erwärmung Feuerbrände in den Händen trugen, aber in ihrem Stumpfsinn nicht einmal zu fühlen schienen, wie mit dem Holze zugleich ihre Hände anbrannten.

Kutusow war noch einige Tage in der Nähe von Krasnoi stehen geblieben, um das Eintreffen der fehlenden Provisionen abzuwarten, während die Vorhut unter Miloradowitsch sich dem Korps des Generals Platow in der Verfolgung des Feindes angeschlossen hatte. Der Weg von Krasnoi nach der Beresina beträgt ungefähr sechsundzwanzig deutsche

Meilen. Am 23. November langten wir nach ziemlich forcirten Märschen in Kopys an, der ersten Stadt, wo für Geld wieder etwas zu haben war; am 24. gingen wir über den Dniepr.

Napoleon hatte sich unterdessen mit den vom nördlichen Kriegsschauplatze herkommenden Viktorschen und Oudinot'schen Korps vereinigt und dadurch den wüsten und verhungerten Haufen, der ihm nach den Kämpfen von Krasnoi geblieben war, wieder zu einem mäßigen Heere verstärkt. Nur so — und weil die Russen versäumt hatten, ihm bei Orsza zuvorzukommen — ward es ihm möglich, den Uebergang über die Beresina, bei der Wittgenstein und Tschitschakoff ihn schon erwarteten, zu versuchen. Es war ein Uebergang, wie die Weltgeschichte keinen zweiten zu berichten hat. Er währte drei Tage, und am letzten Tage, als das Viktor'sche Korps, welches bis dahin heldenmüthig gekämpft hatte, die Brücken passiren wollte, erreichte die verderbenbringende Auflösung und Verwirrung unter den französischen Truppen ihre äußersten Grenzen. Schaarenweise stürzten die Soldaten und Offiziere in den Fluß oder kamen elend um unter den Hufen ihrer Rosse und den Rädern ihrer Kanonen. Die Brücke brach und brannte, und der Feind sandte ununterbrochen seine tödtlichen Geschosse dem fliehenden Heere nach, einem Heere, welches vor Kurzem an Glanz und Größe nicht seines Gleichen gehabt hatte, und dessen Stern nun in den schlammigen Fluthen eines kleinen russischen Flüßchens vollends erlöschen sollte. Die wenigen Trümmer dieses Heeres, welche das jenseitige Ufer erreichten und vom 6. Dezember ab in zerlumpten Haufen bei Wilna anlangten, glichen keinen Soldaten mehr, sondern nur noch bleichen Gespenstern und ausgehungerten wilden Thieren.

Mein Regiment hatte bis zum 29. November in Borissow gestanden. Am 30. passirte ich mit meiner Eskadron ein Dorf unweit Minsk, wo ein kleines noch bewohnt scheinendes Judenwirthshaus unsere Blicke auf sich zog und mich und mehrere Offiziere zu einer flüchtigen Einkehr veranlaßte. Wir

fanden die Vorhalle mit französischen Gefangenen und Blessirten überfüllt, die man jetzt häufig ohne Bedeckung ließ, da sie in ihrem elenden Zustande ohnedies unschädlich waren und meist schon den Keim einer tödtlichen Krankheit in sich trugen. Sie hatten sich ein Feuer angemacht und waren beschäftigt, ein Stück Pferdefleisch zu braten, welches sie gierig beobachteten, indem sie vor Frost mit den Zähnen klapperten.

In der Wirthsstube sah es noch trauriger aus. Hier lagen ganze Massen dieser Unglücklichen wimmernd auf dem nackten Boden; fast Jeder von ihnen hatte ein Stück rohes Pferdefleisch unter seinem Kopfe, welches er ängstlich bewachte.

Wir theilten aus, was wir an Zwieback und Lebensmitteln bei uns hatten und beklagten untereinander den jammervollen Anblick.

Da richtete sich in einer Ecke des Zimmers ein halb Erstarrter mühsam empor:

„Ich höre Deutsch sprechen — ach, wenn sich doch Jemand meiner erbarmen wollte!"

Es war ein bergischer Offizier — die Uniform grün mit rothen Revers, wenn ich mich recht erinnere — ein armes junges Blut, der mütterlichen Obhut wohl noch nicht lange entwachsen. Wir hatten tiefes Mitleid, aber helfen konnten wir nicht. Waren wir doch zu Pferde, selbst arg mitgenommen von Kälte und Strapazen und mußten fürchten, in dem dichten Schneegestöber und der bereits eingebrochenen Dunkelheit unser Regiment zu verfehlen, wenn wir länger zögerten.

Nachdem wir wieder aufgesessen waren und noch fünf Werst zurückgelegt hatten, erreichten wir das uns angewiesene Nachtquartier. Dasselbe befand sich in einem Bauernhause und bot eine lange entbehrte Bequemlichkeit dar. Erquickt und gestärkt durch warme Speise und Getränk saßen wir Abends in lebhafter Unterhaltung beisammen.

Da gedachte einer von uns des armen bergischen Offiziers:

„Wenn wir ihn doch hier hätten, ihn pflegen und erquicken, vielleicht vom Tode erretten könnten!"

Alle blieben stumm. Wer hätte ihn holen sollen in dieser schrecklichen, bitterkalten Nacht, wo die Wölfe schaarenweise auf den verschneiten Wegen schwärmten? — Endlich sagte Einer:

„Laßt uns darum spielen! Wer verliert, muß ihn holen."

„Es sei!" riefen Alle.

Zwei Husaren erhielten Befehl, einen Schlitten zu bespannen und sich zur Abfahrt bereit zu halten.

Wir spielten und mich traf das Loos.

Mit Pelzen, Decken, Branntwein und Lebensmitteln versehen, bestieg ich den Schlitten. Glücklich erreichte ich das Dorf und das Wirthshaus, aber von unserem bergischen Offizier war nirgend mehr etwas zu erblicken. Ich suchte und rief ihn bei seinem Namen, August Neumann; er hatte uns denselben vorher genannt.

Endlich antwortete eine schwache Stimme:

„Wer ruft mich?"

Der Unglückliche war auf einen großen Backofen gekrochen, um sich zu wärmen.

Schnell ward er heruntergehoben, in Pelze gehüllt und in den Schlitten gebracht.

Im gestreckten Trabe ging es dann wieder zurück in unser Quartier, wo die Kameraden uns jubelnd empfingen.

Am andern Morgen jedoch mußten wir dasselbe wieder verlassen und konnten unsern schon am Pestnervenfieber erkrankten Schützling nicht mitnehmen. Da nun die russischen Bauern sich solcher unwillkommnen Gäste meist sehr schnell und in wenig skrupulöser Weise zu entledigen pflegten, so bedeuteten wir unsern Wirth, ihn nach Minsk in's Lazareth zu fahren. Wir fügten hinzu, daß der Kranke ein sehr vornehmer Herr sei, dem man weiter nachfragen werde, und um unseren Worten mehr Nachdruck zu geben, schenkten wir dem Wirthe Pferd, Schlitten und Geld.

Zwanzig Jahre später erhielt ich zufällig die Kunde, daß August Neumann gerettet worden sei und als glücklicher Familienvater in einer rheinischen Stadt lebe.

Wir blieben bis zum 10. Dezember in ununterbrochenem Marsch. Fast gleichzeitig mit dem Nachtrabe der Franzosen drangen wir an diesem Tage in die Vorstädte von Wilna ein. Aber von einem eigentlichen Kampfe war kaum mehr die Rede. Der bloße Schreckensruf: „Kosak!“ genügte, um die unglücklichen Flüchtlinge, denen ihr Kaiser unter erborgtem Namen vorausgeeilt war, zu neuer wilder Flucht zu spornen. Nur General Berthier warf sich mit einigen entschlossenen Grenadieren den anstürmenden Russen entgegen, ward aber auch in die allgemeine Flucht und Auflösung hineingerissen, noch ehe er Zeit gehabt hatte, die vorhandenen beträchtlichen Magazine zu zerstören, welche nun in unsere Hände fielen.

Von Wilna aus marschirten wir mit verschiedenen Unterbrechungen an der polnischen Grenze hinunter. Ich fühlte mich auf diesem Marsche sehr unwohl, und gegen Ende Dezember kam das Pestnervenfieber in seiner schlimmsten Gestalt bei mir zum Ausbruch. Mein Freund Behr brachte mich nach Bialystock, wo mich ein armer Tischler für vieles Geld bei sich aufnahm. Derselbe besaß jedoch nur eine Stube, welche ich mit ihm, seiner Frau und drei kleinen Kindern theilen mußte. Ich verlebte hier qualvolle Wochen und Monate. Die Ruhr, die Gelbsucht und ein furchtbarer Keuchhusten gesellten sich noch zum Typhus, und es war so gut wie gar keine Hoffnung auf meine Genesung vorhanden. Behr besuchte mich noch einmal, um Abschied von mir zu nehmen. Er ließ mir zweiundzwanzig Dukaten zurück, als er den erschöpften Zustand meiner Kasse bemerkte, aber die Worte „Lebewohl“ und „Gute Besserung“ blieben ihm unter einem lauten Schluchzen in der Kehle stecken. Wir Beide glaubten nicht, daß wir uns in diesem Leben noch einmal wiedersehen würden.

Bialystock war mit Typhuskranken überfüllt und die Epidemie noch täglich im Zunehmen. Tag und Nacht vernahm ich unter meinen Fenstern das Glöckchen des Leichenkarrens, auf welchem die Todten nicht mehr einzeln, sondern massenweise nach dem Kirchhofe geschafft wurden. In den

Straßen zündete man Düngerhaufen an, wie zu Zeiten der wirklichen Pest.

Als ich mich gegen Ende Februar aller menschlichen Voraussicht zum Trotz etwas zu erholen begann und namentlich meinen Kopf wieder klarer werden fühlte, gelangte ich zu der Ueberzeugung, daß ich in der engen Stube des Tischlers und in der ungesunden Ortsatmosphäre niemals genesen könne. Wider Wissen und Willen des Arztes ließ ich mir in der Morgenfrühe des ersten März durch die beiden Husaren, welche bei mir zurückgeblieben waren, einen offenen Vorspannschlitten besorgen und fuhr meinem Regimente nach, welches in und um Warschau stand. Die frische Luft that Wunder. In Bialystock hatte ich mich wie ein hülfloses Kind in den Schlitten tragen lassen müssen, in Warschau konnte ich denselben, wenn auch mit einiger Mühe, allein wieder verlassen. Mein Erstes war nun, daß ich meinen Freund Behr besuchte, der im Lustschloß zu Willanowa beim Hofgärtner des Fürsten Chartorinsky in Quartier lag und mich nicht mehr unter den Lebenden glaubte. Die Freude des Wiedersehens war groß. Behr saß mit seinen Wirthen zu Tisch, und eine Tochter oder Nichte des Hauses hatte eben zu Ehren irgend eines Geburtstages einen Kuchen mit brennenden Lichtern aufgetragen, als ich auf meinen Stock gestützt und noch etwas schwankenden Schrittes in die Stube trat. Anfangs erschraken Alle — ich mag wohl einem Geiste ähnlich gesehen haben — und selbst Behr schien mich nicht zu erkennen. Als ich aber zu sprechen begann, sprang er jubelnd auf und stürzte mir in die Arme.

Während meines monatelangen Krankenlagers in Bialystock, wo ich von meinem eigenen elenden Zustande ganz benommen war, hatte ich mich um das, was draußen in der Welt vorging, wenig oder gar nicht bekümmert. Jetzt erst erfuhr ich den veränderten Stand der Dinge und athmete hocherfreut den frischen, belebenden Geist ein, welchen die Ereignisse vom Ende des Jahres 1812 und vom Anfang des Jahres 1813 erzeugt hatten. York's kühne That bei Tau-

roggen, die Erhebung in Ostpreußen und die Erneuerung des alten Freundschaftsbündnisses zwischen Rußland und Preußen, ließen eine baldige, vollständige Umgestaltung der europäischen Verhältnisse hoffen. Mein Regiment sollte vorläufig noch im Herzogthum Warschau verbleiben, welches von den Franzosen gänzlich geräumt war.

Vier Wochen lang lag ich bei dem Oberförster Odossa im Quartier, einem merkwürdigen alten Manne, der wie ein Eremit mitten im Walde lebte. Sein Haus war von hohen Mauern umschlossen und von einer Menge großer zottiger Hunde bewacht. Jeden Abend statteten ihm die Wölfe, ihrer vier oder fünf an der Zahl, einen Besuch ab, und dann fingen die Hunde im innern Hofraum fürchterlich an zu heulen und zu toben. Der alte Oberförster aber freute sich an dem Spektakel, und wenn er besonders guter Laune war, nahm er sein Gewehr zur Hand, um einen oder den andern Wolf zu erlegen.

Damit mir aber der an und für sich nicht uninteressante Waldaufenthalt nicht doch am Ende etwas einförmig würde, ritt ich häufig nach Warschau hinüber, wo ich stets sicher war, im Gasthof „Zur Stadt Wilna“ eine Menge Bekannte zu finden; darunter auch einige dort zurückgebliebene sächsische Offiziere. Durch die Letzteren erhielt ich Nachrichten von meinem Bruder Adolf und erfuhr zu meiner großen Freude, daß derselbe nach glücklich überstandener russischer Kampagne zu den Preußen übergegangen sei.

Halbwegs zwischen Warschau und der Oberförsterei lag ein Dorf mit einem stattlichen Herrenhause. Der Besitzer desselben, ein Deutscher, war überaus freundlicher und gastlicher Natur. Er litt es nicht anders, als daß ich, so oft ich vorüber kam, bei ihm einkehrte, und häufig mußte ich über Nacht bleiben. Seine Tochter, ein allerliebstes pikantes Rothköpfchen von etwa siebzehn Jahren, hatte eine große Vorliebe für meinen hübschen englischen Braunen, auf dem sie im Hofe herumzureiten und welchen sie eigenhändig mit Zuckerstückchen zu füttern pflegte.

So verging die Zeit angenehm und beinahe gemüthlich. Durch das lange Herumstehen in der nämlichen Gegend hatte sich zwischen uns und unsern Quartiergebern eine Art feldmäßiger Freundschaft und Geselligkeit gebildet, bei welcher ich auch des gastlichen Apothekers in Warka und seiner beiden hübschen blonden Zwillingstöchter, Lisa und Lottka nicht vergessen will. Aber im Ganzen waren wir dennoch froh — denn wir sehnten uns wieder nach einem thätigen Eingreifen — als wir endlich im Mai 1813 den Befehl erhielten, unsern Marsch nach Sachsen anzutreten.

Wir waren noch nicht lange marschirt, als die Nachricht anlangte, daß ich durch kaiserlichen Ukas — wahrscheinlich auf Tormassow's erstes Gesuch – zum Offizier im Generalstabe ernannt sei. Ich mußte mich unverzüglich nach dem russischen Hauptquartier begeben, welches sich in Reichenbach in Schlesien befand. Dort angekommen, fand ich einen neuern Befehl vor, wonach ich bei den Sum'schen Husaren verbleiben und also auch sofort zurückkehren durfte.

In Schmegeln bei Lissa traf ich wieder auf meine Eskadron. Wir marschirten nun tiefer in Schlesien ein und fanden das Land bereits von Kosaken wimmelnd, welche aber, obgleich sie im Ganzen etwas gefürchtete Gäste waren, mit den Bewohnern in keinem üblen Einvernehmen standen. Nur kleine sprachliche Mißverständnisse fielen zuweilen vor.

So kam ich eines Tages auf das Rathhaus einer kleinen schlesischen Stadt — ich glaube, es war Trachenberg — und fand dort zu meinem höchsten Erstaunen eine lustige Tanzmusik vor, bei welcher sich der schon ziemlich bejahrte Magistrat mit einigen Kosaken wie toll im Kreise drehte. Auf mein Befragen, was dieser seltsame Vorfall bedeute, erzählten die Kosaken lachend, sie hätten einen Boten (Bauer, auf russisch Mugik) verlangt, worauf die närrischen Leute Musik herbeigeholt hätten, und nun wollten sie denn auch ihren Spaß davon haben.

Der Waffenstillstand mit Napoleon war am 4. Juni auf dessen eigenen Antrag geschlossen worden. Unser Marsch

wurde daher unterbrochen, und wir mußten Kantonnements-quartiere in Schlesien beziehen. Obgleich wir uns an der Schönheit der Gegend erfreuten, so wurde uns doch die Zeit des müßigen Wartens etwas lang, und wir sahen mit Ungeduld dem Wiederbeginn des Kampfes entgegen.

Endlich am 10. August war die Frist vorüber. Oesterreich hatte sich dem Bündniß zwischen Rußland und Preußen angeschlossen, und wir durften über Schweidnitz, Frankenberg, Glatz, Königgrätz 2c. auf Dresden marschiren. An Kutusow's Stelle, welcher im April zu Bunzlau gestorben war, übernahm Wittgenstein den Oberbefehl über die russische Armee. Mein Regiment kam wieder zur Avantgarde.

Es sind mir aus der nun folgenden Zeit einige flüchtig niedergeschriebene Tagebuchblätter zur Hand, die ich hier wiedergebe, da sie aus der großen allgemeinen Aktion heraus, welche zu beschreiben ich nicht unternehmen würde, meine persönlichen Stimmungen und Erlebnisse am unmittelbarsten schildern.

7. Tagebuchblätter. Heimkehr.

Den 22. August 1813.

Wir hatten ein kleines Gefecht bei Berggieshübel. Unser Korps marschirte über den Eichwald und Altenburg nach Rabenau, 2½ Stunde vor Dresden. Wir fanden in und um Dresden die ganze französische Armee. Eine Schlacht ist unvermeidlich.

Den 23. August.

Wir griffen an. Mein Regiment stand bei der sogenannten grünen Wiese. Wir attaquirten eine Batterie, nahmen zwei Kanonen und machten einige dreißig Gefangene. Ich verlor in einer Viertelstunde aus meinem Zuge fünf Mann und sieben Pferde. Wir rückten näher an die Stadt.

Den 25. August.

Ein Pulsk Kosaken war räuberisch in ein Dorf an der Elbe eingefallen. Mein Regiment erhielt Befehl, sie herauszutreiben und die Rädelsführer zu verhaften. Wir mußten Gewalt anwenden.

Den 26. August.

Große mörderische Schlacht bei Dresden. Die Schlacht begann Morgens gegen acht Uhr. Unser Regiment stand auf dem rechten Flügel, zweihundert Schritt vom Elbstrom, der feindlichen Kavallerie gegenüber. Wir attaquirten und warfen sie. Wir besetzten die Grüne Wiese, während die brave preußische Landwehr den Großen Garten stürmte. Ein fürchterliches Kanonenfeuer nöthigte uns, in unsere ersten Positionen zurückzugehen. Auch dorthin verfolgte uns dasselbe. Wir

bekamen ein Kreuzfeuer, da der Feind am jenseitigen Elbufer Batterien placirt hatte, welche unsere Flanken bestrichen. Wir deckten unser Geschütz und standen regungslos, während der Tod in unsern Reihen wüthete. Ich wandte mein Pferd und sagte zu dem neben mir haltenden Lieutenant von Heikingk: „Ein hübsches Vergnügen! der Feind streut die Kugeln wie Schloßregen.“ Im selben Augenblick lag mein Pferd durch eine zwölfpfündige Kanonenkugel zu Boden gestreckt. Die Kugel war schon im Fallen gewesen, sie nahm die Hälfte des Pferdekopfes weg, riß mir meine eiserne Säbelscheide vom Riemen und durch diese einen Absatz und Sporn vom Stiefel. Eine starke Kontusion verhinderte mich, ein anderes Pferd zu besteigen. Ich mußte zehn Stunden im Feuer stehen. Abends verließen wir das Schlachtfeld und rückten in's Biwak. Unser Korpsgeneral Melessinie ist gefallen. Viele Tausend Todte.

Den 27. August.

Ich war wieder zu Pferde. Wir retirirten, weil die Oesterreicher auf dem linken Flügel total geschlagen waren. Viele Arrièregardengefechte bei Altenburg. Unter den tödlich Verwundeten befindet sich General Moreau. Er hielt gegen Mittag hinter einer preußischen Batterie, gegen welche zwei französische Batterien gerichtet waren, die eine in der Front, die eine in der Flanke. Meine Eskadron hielt dicht am Fuße der Anhöhe, und ich konnte ihn genau beobachten. Er sprach mit dem Kaiser von Rußland, von welchem er nur eine halbe Pferdelänge getrennt war, als ihm eine Kugel das Knie des rechten Beines zerschmetterte, durch das Pferd hindurchging und ihm auch die Wade des anderen Beines hinwegnahm. Er stieß einen tiefen Seufzer aus und verlor einen Augenblick die Besinnung; als er aber wieder zu sich kam, ließ er sich eine Cigarre geben und sprach äußerst kaltblütig. Man schaffte ihn auf Kosakenpiken in eine nahe Hütte.

Vor dem Beginn des Gefechts hatte noch ein eigenthümlicher Vorfall stattgefunden. Auf beiden Seiten, bei Russen und Franzosen, stand sich die Kavallerie mit vorgezogenen Flanqueuren auf hundertfünfzig Schritt gegenüber. Wir

hatten Befehl, nicht eher vorzugehen, als bis der erste Kanonenschuß gefallen sei, und vielleicht war an die Franzosen eine gleiche Instruktion ergangen. Da es nun etwas lange währte, steckte ein französischer Flanqueur seinen Säbel ein, zog eine Flasche heraus und winkte dem Russen zum Trinken. Dieser verstand die gute Absicht und warf sofort seine Pike über die Schulter. Beide näherten sich und tranken einander zu. Kaum sahen dies die übrigen Flanqueure, als sie ebenfalls mit eingesteckten Waffen friedlich auf einander zurückten und sich gegenseitig die Flaschen reichten. Da fiel der erste Kanonenschuß, und die Feindseligkeiten begannen.

Den 28. August.

Wir retirirten auf sehr schlechten Wegen unter furchtbarem Regen weiter in's Gebirge hinein nach dem Teplitzer Thal. In unseren Flanken hörten wir schießen nach der Dresden-Teplitzer Chaussee zu.

Den 29. August.

Fortsetzung des Rückzuges. Die Kanonade schon im Rücken unserer Stellung.

Den 30. August.

Die Kanonade wurde stärker. Wir beeilten uns, das Teplitzer Thal zu erreichen. Dort angekommen, bivouakirten wir. Wir erhielten die frohe Kunde von der bei Culm gewonnenen Schlacht und der Gefangennahme des Marschals Vandamme.

Den 4. bis 7. September.

Wir rückten abermals auf der Dresdener Chaussee vor. Mein Regiment umging die Höhen von Nollendorf, während unser Gros im Centrum vordrang. Wir trieben unter stetem Gefecht den Feind bis Pirna zurück.

Den 8. September.

Wir nahmen Pirna und trieben den Feind über Dohna. Da erschien Napoleon mit großer Macht. Dreimal nahmen wir Dohna, und dreimal wurden wir daraus vertrieben. Von allen Seiten stürmte französische Infanterie auf unsere Avantgarde ein. Dreifache Macht zwang uns zum Weichen. Die

Sonne sank, und wir freuten uns auf die Nacht, welche dem Morden Einhalt thun sollte. Aber noch einmal erscholl das Kommando: Marsch, Front, Eingehauen! Mit furchtbarem Hurrah stürzten wir Husaren uns dem andringenden Feinde entgegen; eine seiner Kolonnen ward geworfen, sammelte sich aber wieder am Abhang des Berges und rückte mit Verstärkung vor. Ein ungeheures Feuer warf uns zurück; eine Flintenkugel traf mein Pferd und tödtete es mir unterm Leibe; verzweifelt raffte ich mich vom Boden empor, konnte aber zu Fuß meinem zurückgehenden Regimente nicht schnell genug folgen. Tausende von Kugeln pfiffen an mir vorüber, die feindliche Kavallerie rückte im Galopp an. Kaum zehn Schritt mehr von mir entfernt, schien Tod oder Gefangenschaft mein sicheres Loos. Da gab mein guter Genius meinem General das Kommando ein: Halt, Front, Marsch, Marsch! Im Nu wurde die feindliche Kavallerie niedergeworfen, und ich hatte Gott für meine Rettung zu danken.

Den 9. September.

Wir retirirten unter stetem Gefecht bis auf die Höhen von Nollendorf. Vor dem Walde dieses Ortes waren die Preußen zu unserer Aufnahme aufgestellt. Es entstand ein allgemeines Stocken, weil Alles auf der Chaussee in's Thal zurückgehen wollte. Der Feind benutzte diese Verwirrung und drang mit Macht vor. Unsere Kavallerie mußte sich entgegenstellen und den Rückzug decken. Heiße Kavalleriegefechte. Wir warfen den Feind und wurden geworfen. Freund und Feind geriethen unter einander, es entstand ein persönlicher Kampf. Endlich brachten wir ein polnisches Regiment zum Weichen. Bei der Verfolgung stießen wir unerwartet auf feindliche Reserven, das rothe Pariser Husaren-Regiment, welches uns festen Fußes mit angelegten Karabinern erwartete. Wir stutzten und machten Kehrt. Ich erhielt den Befehl, mich mit meiner Eskadron mehr links von der Chaussee zu halten. Dort waren polnische Ulanen vorgedrungen, hatten in die preußische Artillerie eingehauen und vier Kanonen genommen. Ohne weiteren Befehl abzuwarten, drang ich auf die siegenden

Polen ein. Der unerwartete Angriff im Rücken brachte sie außer Fassung. Sie flohen und gaben die errungenen Vortheile auf.

Der Feind verfolgte uns jetzt nur noch mit Geschützfeuer, der Rückzug ging ordnungsmäßig vor sich, aber das Gefecht dauerte bis gegen Abend. Da die Truppen den großen Rückzugsweg, die Chaussee, sehr verstopften, schlug ich meinem General vor, durch den Wald auf einem schmalen, mir genau bekannten Fußweg abwärts zu steigen. — Der Feind schickte uns einige springende Granaten nach; doch erreichten wir glücklich das Teplitzer Thal.

Im Bivouak bei Culm bis zum 15. September.

Eines Tages lag ich mit mehreren Offizieren in meiner Strohhütte, als der Regimentsadjutant, Lieutenant von Trussow, auf uns zugesprengt kam und schon von Weitem ein Papier emporhielt.

„Gratulor François!“ rief er näher kommend — „Du bist Stabsrittmeister geworden. Hier ist der Ukas.“

Meine Freude war groß, und da noch mehrere Belohnungen für das Regiment eingegangen waren, so entstand ein allgemeiner Jubel. Ich gab eine große Bowle Punsch zum Besten.

Spätere Anmerkung: Dieses Avancement hatte ich dem Gefecht vom 15. November 1812 zu verdanken, wo Miloradowitsch Turnow's und meinen Namen notiren ließ. Turnow hatte dafür den Wladimirorden erhalten.

Am anderen Tage lag ich wieder mit mehreren Offizieren auf der nämlichen Stelle, und wieder sprengte Trussow, aus dem Hauptquartiere zurückkehrend, auf uns zu.

„Gratulor François! Du bist Rittmeister geworden!“ rief er.

Ich glaubte, er scherze und wolle wieder eine Bowle haben. Aber als er den kaiserlichen Befehl zeigte, sah ich wohl, daß er im Ernste gesprochen. Ich freute mich zwar sehr, aber es that mir leid, daß meine Kameraden meine Freude nicht recht aufrichtig theilen konnten, da eine Bevor-

zugung in meinem Glücke lag. Ich bekam nun eine eigene Eskadron, und der Rittmeister Dillionow, bei dessen Schwadron ich als jüngster Offizier eingetreten war, mußte mir die seine geben. Doch ward wieder eine Bowle Punsch auf mein Wohlsein geleert.

Den 15. September.

Abermaliges Vorgehen auf Dresden. Wir stießen in der Gegend von Dohna auf feindliche Uebermacht und gingen wieder in unsere alten Positionen im Teplitzer Thal zurück. Eine Flintenkugel tödtete mir mein drittes Pferd unter dem Leibe.

Den 15. bis 30. September.

Wir bezogen unser altes Bivouak bei Culm. Vierzehn Tage lang herrschte anhaltendes Regenwetter. Wir feierten das Alexanderfest mit zweitausend Kanonenschüssen und Generalsalven der Infanterie. Die Bivouakfeuer der Armee gewährten Abends einen schönen Anblick.

Den 30. September.

Wir marschirten über Brixen, Annaberg, Zwickau nach Gößnitz. In einem Dorfe, eine Stunde von der Stadt entfernt, stießen wir auf feindliche Kavallerie und hatten ein brillantes Gefecht.

Den 2. Oktober.

Weiter nach Altenburg. Hier machte ich eine Ehrensache mit dem Rittmeister Melzer ab, welcher in Gegenwart preußischer Offiziere schlecht von der russischen Armee (seiner eignen Armee) gesprochen hatte. Meine russischen Kameraden wurden mir deshalb sehr zugethan. Melzer in der Hand verwundet.

Den 3. Oktober.

Wir marschirten nach Borna, wo meine Eskadron auf Feldwacht kam. Ich wurde durch überlegene Kavallerie angegriffen und durch die Stadt geworfen, stieß aber dabei auf unsere Reserve, und wir warfen den Feind wieder zurück.

Den 5. Oktober.

Da ich des Landes sehr kundig war, wurde ich zum General Wittgenstein nach Zwickau beschieden und beauftragt,

fortwährende Rekognoszirungsritte nach Leipzig zu machen. Ich nahm mehrere Kaufleute fest, welche den Franzosen in Leipzig Wein und Lebensmittel zuführen wollten. Die Waaren wurden an Hettmann Platow abgegeben, einen der Kaufleute aber, welcher nicht uninteressante Papiere bei sich hatte, lieferte ich selbst bei General Wittgenstein ab.

Den 7. Oktober.

Ich erhielt Befehl, mein Regiment zu verlassen und im Wittgenstein'schen Hauptquartier beim General d'Auvray (meinem alten Chef aus der Kampagne von 1812) Adjutantendienste zu thun.

Den 9. Oktober.

Im Wittgenstein'schen Hauptquartier zu Nieder-Mölbis eingetroffen.

Den 10. Oktober.

Ein sonderbarer Zufall waltete bei dem heute erfolgten Tode meines alten, sechzigjährigen Husaren. Derselbe wurde in der Scheune beim Haferdreschen von einem Schlagfluß getroffen. Im selben Augenblick riß sich sein altes, sonst sehr ruhiges Pferd im Stalle los, bäumte sich wüthend auf und stürzte ebenfalls todt zu Boden.

Zwischen Mann und Pferd bestand ein langjähriges Verhältniß. Der alte einsilbige Soldat, der mit Niemand gern verkehrte, pflegte im Stalle lange und zärtliche Reden an sein Pferd zu halten, die ich im Vorübergehen oft mit Verwunderung hörte. Als ich ihn einst darnach fragte, wurde er ganz unwirsch und verdrießlich und meinte, das Thier sei sein einziger Angehöriger auf Erden.

Lager bei Borna, den 11. Oktober.

Ich schreibe diese Zeilen kurz vor dem Ausrücken zum Gefecht. Vielleicht sind es meine letzten. Ich weiß nicht, warum ich heute so besonders schwermüthig bin. Wenn eine Kugel mich träfe, mir sollte es recht sein. Mein Tod würde Niemand kümmern. Sie wissen ja daheim nicht einmal, ob ich überhaupt noch am Leben bin.

Der Trompeter bläst zum Aufsitzen, ich eile mit meinem General in's Feld.

Den 12. Oktober.

Wir hatten ein hitziges Kavalleriegefecht. Beim Ausreiten begegnete mir ein altes Weib. Ich dachte: „Das stimmt, der Teufel schickt seine Großmutter voraus." Aber die Kugeln pfiffen dennoch an mir vorbei. Wir haben brav gefochten und gesiegt.

Pomsen, den 13. Oktober.

Den ganzen Tag war Gefecht. Vorbereitung zum großen Trauerspiel der Schlacht, Tausende von Kugeln schienen mir den Tod zu bringen. Die Franzosen sind geschlagen. Ich bin hundemüde — nasses Stroh ist mein Lager — keinen Bissen Brod.

Den 14. Oktober.

Großes Kavalleriegefecht bei Liebertwolkwitz.

Den 15. Oktober.

Wir haben Waffenruhe. Alles rüstet sich zur großen Schlacht.

Den 16. Oktober.

Um 9 Uhr begann der Kampf. Nie habe ich einen ähnlichen Kanonendonner vernommen. Unser Korps stand südlich von Leipzig bei Wachau und Liebertwolkwitz. Der Tag war anfangs düster, aber bald drang die Sonne durch und zerstreute alle Wolken. Die heitere Witterung hielt an bis zum Abend. Doch nur um so furchtbarer erschien das ununterbrochene Morden; der Erfolg schwankte hin und her.

Als einmal die französische Kavallerie von Murat den Befehl erhielt, auf unsere Infanterie und Kavallerie einzuhauen, dieselbe auch wirklich warf und einige Kanonen nahm, ließ Alexander seine Gardekosaken vorrücken. Hierdurch wurden alle russischen Truppen mit neuem Muthe beseelt, denn sie glaubten, der Kaiser sei selbst im Kampfe. Alles machte Front gegen den Feind, man warf ihn und nahm die eroberten Geschütze wieder. In dieses Kavalleriegefecht ward auch ich verwickelt, als ich einen Befehl an den General

Kleist zu überbringen hatte. Ich that meine Schuldigkeit und kämpfte wacker mit. (Spätere Anmerkung: ich erhielt dafür den goldenen Säbel der Tapferkeit.)

Mit einbrechender Nacht hatte der Kampf ein Ende, ohne daß hier oder dort ein entschiedener Sieg errungen war. Tiefe Stille folgte auf das ungeheure Getöse des Tages. Todte und Lebende ruhten aus. Ich war noch lange wach und sah auf die brennenden Dörfer und auf die Menge der Bivouacfeuer, die um Leipzig ein einziges großes Flammenmeer zu bilden schienen. Mein armes Sachsen!

Den 17. Oktober.

Die Nacht in Mölbis. Eine Ruhe, furchtbarer als der Kampf. Die Waffen werden in Stand gesetzt, Munition wird vertheilt; auf morgen erwartet man die Entscheidung. Es herrscht eine ernste Stimmung. Die Theile des Schlachtfeldes, welche man übersehen kann, erscheinen wie mit ruhenden Schafherden bedeckt, die aber in Wirklichkeit aus nichts Anderem als nackt ausgezogenen Leichnamen bestehen.

Den 18. Oktober.

Die Schlacht ist geschlagen, der Sieg unser. Eine halbe Million Menschen, die Völker der ganzen civilisirten Welt, standen sich im blutigen Kampfe von Morgens bis Abends gegenüber. Was kann der Einzelne von sich berichten? Ich lebe und bin unversehrt.

Den 19. Oktober.

Wir sind in Leipzig. Die Stadt erobert. 105 Kanonen genommen. 15,000 Gefangene gemacht. Napoleon auf dem Rückzug.

Den 26. Oktober.

Ich werde Adjutant beim Fürsten Gortschakoff, welcher die Belagerung von Erfurt leiten soll.

Den 29. Oktober.

Wir rekognosziren bei Erfurt. Der Fürst hielt mit seiner Suite auf der Schwedenschanze beim Steiger, als einige Kanonenkugeln uns nöthigten, die Stellung zu wechseln.

Gegen Abend ging die Ordre ein, welche Fürst Gortschakoff mit seinem Korps von der Belagerung abberief und dieselbe dem General Zieten übertrug.

Den 30. Oktober.

Ich kehre in Wittgenstein's Hauptquartier zurück.

Den 1. bis 25. November.

Marsch über Gotha, Eisenach, Hanau u. s. w.

Den 25. November.

Heute traten wir den Marsch nach Stuttgart an. Wie mein Herz klopft, wie alle Bilder meiner furchtbaren Vergangenheit in mir aufleben! Wen werde ich wiedersehen? Wie wird der Schauplatz so entsetzlicher Leiden und Schicksale auf mich wirken! Sie haben mich um eines jugendlichen Fehlers willen gehetzt und verfolgt wie einen Verbrecher; sie haben die Bauern mit Knütteln aufgeboten gegen den unglücklichen Flüchtling. Meines Lebens, meiner Ehre, meiner Freiheit sollte ich beraubt, der bürgerlichen Verachtung preisgegeben werden. Aber Gottes Gnade hat mich beschützt. Ich kehre wieder als ein freier Mann, als ein geachteter Offizier in den Reihen einer großen siegreichen Armee. Wer möchte mir noch etwas anhaben? Selbst König Friedrich nicht, meines neuen Souverains neuester Bundesgenosse.

Am 8. Dezember war ich über Waiblingen in Cannstadt angelangt, hatte dort für das am andern Tage nachkommende Wittgenstein'sche Hauptquartier Quartier gemacht und war mit Extrapost nach Eßlingen geeilt.

Es war 7 Uhr Abends, als ich dort ankam. Ich stieg in meinem ehemaligen Speisehause, dem „goldnen Löwen" ab und ging dann, selbst unerkannt, durch die mir nur gar zu wohlbekannten mondbeschienenen Straßen. Das Herz drohte mir zu zerspringen, als ich die Glocke am Schumann'schen Hause zog. Was werden sie sagen, wenn sie mich sehen? Werden sie auch noch gesund und am Leben sein und sich meiner Rückkehr freuen können?

Eine fremde Person öffnete die Thür und berichtete gleichgültig auf mein hastiges Fragen, der Kaufmann Schumann habe das Haus verkauft und sei in eine andere Wohnung gezogen. Sogleich eilte ich dorthin.

Unangemeldet trat ich in's Familienzimmer. Die Eltern erhoben sich befremdet bei meinem Anblick. Sie waren recht alt geworden in den fünf Jahren, wo ich sie nicht gesehen hatte. Die erwachsenen Töchter, mit denen ich damals getanzt und geplaudert hatte, schienen nicht mehr im Hause zu sein; nur zwei hübsche junge Mädchen von etwa sechzehn und siebzehn Jahren starrten mich aus großen Augen verwundert an.

Da sagte ich zu der Einen: „Du bist Röschen Wiedersheim.“

Und zu der Andern: „Röschen Schumann, was macht die flachsköpfige Puppe mit der abgestoßenen Nase?“

„François, es ist François!“ riefen Eltern und Kinder wie aus einem Munde. Ich wurde umhalst und geküßt, reichliche Freudenthränen flossen, die beiden Röschen hingen an mir, als ob sie noch die elfjährigen kleinen Mädchen von ehemals wären.

„Aber wo ist Deine Schwester Doris?“ fragte ich mit bewegter Stimme Röschen Wiedersheim.

„Wir müssen zu ihr!“ hieß es einstimmig.

Ich ging mit den Mädchen voran nach der Wiedersheim'schen Wohnung. Die alten Schumann's versprachen zu folgen. Vor Doris' Thür bat ich meine Begleiterinnen zu warten.

Doris war etwas leidend und lag auf dem Sopha, den blassen feinen Lockenkopf in ihre schmale Hand gestützt.

„Was wünschen Sie?“ fragte sie, befremdet über die russische Uniform und meinen ungenirten Eintritt.

Ich erwiderte in gebrochenem Deutsch, daß ich Anweisung auf Quartier habe.

Aber schon bei dem ersten Ton meiner Stimme veränderten sich ihre Züge.

Sie sah mich tief und forschend an.

„Karl! Karl! Mein Herzensfreund!“ rief sie dann plötzlich und warf sich schluchzend in meine Arme.

Jetzt trat die ganze Familie ein, und wir blieben den Abend beisammen. Des Fragens und Antwortens war kein Ende. Der alte Schumann braute selbst die Bowle, und die freundliche Mama ließ oftmals ihr Strickzeug sinken, um meinen Erzählungen besser zuhören zu können. Wahrlich, so guten, treuen, aufrichtigen Freunden, wie diese waren, wird man selten im Leben begegnen.

Gegen Morgen fuhr ich nach Cannstadt, besorgte dort meine Geschäfte und kehrte Nachmittags nach Eßlingen zurück.

Die Kunde meiner Wiederkehr hatte sich wie ein Lauffeuer im ganzen Städtchen verbreitet. Von allen Seiten strömten meine Bekannten herbei, um mir ihre ungeheuchelte Freude zu bezeugen. Einen köstlichen Genuß gewährte mir das Wiedersehen meines alten Freundes, des braven würdigen Geistlichen, welcher mich zum Tode vorbereitet hatte. Auch hier flossen Freudenthränen. Ich hatte viel gelitten, mehr als mancher Andere zu ertragen vermöchte, aber das wonnige Dankgefühl, welches mich beim Empfang so vieler Liebesbeweise durchdrang, läßt sich mit Worten nicht beschreiben.

Da ich wieder nach Cannstadt zurück mußte, so verabredete ich mit meinen Freunden für den folgenden Tag ein Rendezvous in einem ländlichen Gasthofe halbwegs Eßlingen. Dort verlebte ich noch einmal glückliche Stunden.

Am 10. Dezember marschirte unser Armeekorps durch Stuttgart. Ich mußte vorausreiten, dasselbe beim Könige melden und anfragen, ob er es en parade an sich vorbei defiliren lassen wolle.

Ein eigenes Gefühl war es doch, so Auge in Auge dem Monarchen gegenüberzustehen, der mich einst so leidenschaftlich behandelt hatte. Er fixirte mich einige Augenblicke scharf, schien aber eine in ihm aufsteigende Erinnerung nicht weiter zu verfolgen.

Am 13. Dezember, als das Korps nach Waldenbuch

aufbrach, mußte ich es dem Könige abermals melden und fragen, ob er es zu sehen wünsche. Er bejahte, faßte mich aber diesmal noch schärfer in's Auge.

„Sie heißen?"

„Von François, Ew. Majestät zu Befehl."

Der König winkte, ich war entlassen.

Im Vorzimmer holte mich ein Kammerherr ein, welcher in allerhöchstem Auftrage um Wiederholung meines Namens bat. Ich konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. Der König schien also seinen eignen Ohren und Augen nicht trauen zu wollen, obgleich die Kunde von meiner Wiederkehr, die in Stuttgart ziemliches Aufsehen erregte, ohne Zweifel auch bis zu ihm gedrungen war.

Am 3. Januar 1814 gingen wir bei Fort Louis über den Rhein. Die Oesterreicher hatten die Brücke geschlagen, unsere Avantgarde, von Graf Pahlen geführt, nahm den Platz, ohne heftigen Widerstand zu finden; ihr folgte unmittelbar nach der Einnahme Graf Wittgenstein mit seinen sämmtlichen Generalen und Adjutanten. Auch ich befand mich in seiner Suite als Adjutant des österreichischen Obersten Czonith, welcher dem russischen Hauptquartier zugetheilt war. Als wir auf die mit Schnee und Eis bedeckten Wälle kamen, flog eine Paßkugel von außerhalb her als letzter feindlicher Gruß in unsere Reihen und schlug dicht bei meinem Pferde ein. Das Thier sprang zur Seite und stürzte mit mir einen dreißig Fuß hohen Wall hinunter. Man eilte mir zu Hülfe; jedermann glaubte, ich sei zermalmt, aber wunderbarer Weise hatten weder ich noch mein Pferd Schaden genommen, einen verrenkten Fuß abgerechnet, der mir einige Tage hinderlich war.

Die Kampagne in Frankreich brachte uns anfänglich nicht viel Interessantes. Märsche und wieder Märsche, dazwischen leidliche Quartiere. Die Einwohner empfingen uns ohne lebhaft ausgesprochenen Haß, in einer Art dumpfer Verzweiflung. Sie hatten den Glauben an das Glück ihrer Heere verloren. Napoleons stolze Tiraden machten keinen Eindruck mehr, Alles sehnte sich nach Frieden.

Wir gingen durch das Elsaß und Lothringen über Luneville, Nancy, Toul ꝛc.

In Toul (am 26. Januar) lag ich bei einem alten Geizhals in Quartier, den ich gründlich mores lehrte. Er bewohnte ein großes, stattliches Haus, aber ich ward in ein entlegenes Hinterzimmer geführt, wo der Alte am Kaminfeuer saß und mich ebenfalls Platz zu nehmen nöthigte. Auf sein Befragen, ob ich zu essen verlange, erwiderte ich, daß ich von einem langen Marsche käme. Hierauf ward einer alten, grämlich aussehenden Haushälterin geklingelt und derselben die Weisung ertheilt, daß ich noch nicht gespeist habe.

Nach einer Weile erschien die Alte wieder mit einem Topfe in der Hand und von einem alten Kater begleitet. Sie stellte den Topf am Kaminfeuer nieder, der Kater setzte sich daneben und schien sein Gericht zu bewachen; wenigstens schnüffelte er einige Male hinein.

Unterdessen war ein Couvert auf den Tisch gelegt worden. Die Haushälterin nahm den Topf vom Feuer, schüttete seinen Inhalt auf den Teller, und ich ward eingeladen, es mir schmecken zu lassen.

Da aber riß mir die Geduld. Ob so ein vermaledeiter Franzose glaube, daß ein russischer Rittmeister mit seinen Katzen speisen werde? fuhr ich auf. Ich rief sogleich meinen Husaren. Derselbe erzählte, daß er einquartirt sei wie ein Hund, wunderte sich aber, auch mich nicht besser aufgenommen zu sehen, da doch in der Küche nach Kräften gesotten und gebraten würde, indem der Schwiegersohn des Wirthes große Gesellschaft habe. Wenn ich mich davon überzeugen wolle, fügte er hinzu, so brauchte ich nur im großen Vorderflur die dritte Thür rechts zu öffnen; man säße da eben bei Tisch.

Ich befahl dem Husaren, in dem gegenüberliegenden Hause für mich Quartier zu nehmen und dagegen die dort untergebrachten zwölf Kosaken herüber zu holen.

Hierauf setzte ich mich ruhig beim Kaminfeuer nieder. Mein Wirth, der ebensowenig wie seine grämliche Haushälterin von unserer russisch geführten Unterhaltung etwas

verstanden hatte, machte einige nichtssagende Entschuldigungen; die böse alte Person aber blieb mit untergeschlagenen Armen und einem hämischen Grinsen auf der Schwelle stehen.

Plötzlich ging die Thür auf; wie ein Huhn mit gesträubten Federn flog die Alte zur Seite, und mit klirrendem militärischen Schritt traten meine zwölf Kosaken in die Stube.

Nun erschraken sie doch, die mürrischen alten Gesichter. Ich erklärte dem Hausherrn, daß die Kosaken bei ihm im Quartier bleiben würden, da man die Ehre, einen Offizier zu beherbergen, so wenig zu schätzen gewußt habe; diese Gäste aber würden sich besser wie ich mit dem Kantschu in der Hand das Nöthige zu verschaffen wissen, weshalb ich ihm von vornherein eine gute Aufnahme empföhle.

Der Wirth und die Haushälterin legten sich jetzt auf's Bitten. Sie betheuerten, daß sie nichts im Hause hätten und vom Drange des Krieges arg mitgenommen wären. — Ich würdigte sie keiner Antwort, sondern kommandirte:

„Marsch, Flur, dritte Thür rechts!“

Mein Husar ging voran, die Flügelthüren sprangen auf, und wie im Theater sahen wir plötzlich eine glänzende Gesellschaft von Herren und Damen an festlich geschmückter Tafel vor uns sitzen.

Bei unserm Eintritt fuhr Alles von seinen Sitzen empor. Der Schwiegersohn wollte sprechen; ich nahm ihm das Wort und sagte, daß ich an der mir zu Theil gewordenen Aufnahme erkannt habe, welche Gesellschaft hier im Hause die angemessenste sei. Deshalb erlaube ich den Herren aufzustehen; die Kosaken würden die leer gewordenen Stühle zwischen den Damen einnehmen und sich übrigens manierlich betragen.

Man kann sich das Gekreisch und Entsetzen der Damen denken, als die Kosaken sich nun wirklich näherten, die Herren bei Seite schoben und sich an deren Stelle ruhig niederließen. Natürlich wollten sie Alle zur Thür hinausstürzen. Ich hieß sie aber Platz behalten und gab erst nach einigen Minuten, um etwaige Exzesse zu vermeiden, ihnen und den

übrigen Gästen die Erlaubniß, sich zu entfernen. Nur der Wirth — er war französischer Oberst außer Diensten — mußte bleiben, um den Kosaken die Honneurs an seiner Tafel zu machen. Dieselben rapportirten mir am andern Morgen, daß es ihnen an nichts gefehlt und der Champagner fast besser geschmeckt habe, als der beste Branntwein.

Von Toul gingen wir am 28. Januar über Vaucouleur nach Joinville, der ersten geplünderten Stadt, auf die wir in diesem Feldzuge stießen. Hier vereinigte sich das Wittgensteinsche Korps mit dem bayrischen des General Wrede. Der Feind stand nur zwei Stunden von uns entfernt.

Von hier aus weiter in der Richtung auf Paris. Ich hatte die große Freude, für die Schlacht bei Dresden den Annenorden vierter Klasse und eine Entschädigung von tausend Rubeln für meine dortige unbedeutende Verwundung zu erhalten.

Am 12. Februar wohnte ich gelegentlich einer Rekognoszirung der Einnahme von Nogent bei. Die Stadt brannte an allen Ecken und war größtentheils schon erobert, als wir eintrafen. Nur zwei- bis dreihundert Franzosen vertheidigten sich wie Verzweifelte aus verschanzten Häusern. Die Kugeln flogen wie gesät. Auch ich ward durch den Mantel geschossen.

Einen eigenthümlichen Eindruck machte ein hübsches, wohlgekleidetes Kind von vier oder fünf Jahren, welches ruhig auf der Straße spielte und die Kugeln in seinem Schürzchen zusammenlas. Die Einwohner mußten es bei der allgemeinen Flucht verloren oder vergessen haben. Gott weiß, wo die arme Mutter verzweifelt nach ihm die Hände rang!

Am 27. Februar machten wir bei Bar-sur-Aube das erste große Gefecht in dieser Kampagne mit. Der Kampf war heiß, der Sieg aber unbestritten unser. Fürst Gortschakoff nahm die vom Feinde besetzten Höhen. Ich war so glücklich, bemerkt zu werden und erhielt später in Folge dessen meine Ernennung zum Major.

Am 2. März hatten wir ein Gefecht vor den Thoren von Troyes. Am 4. nahmen wir Troyes, nach vorher-

gegangenem Kampf. Ich erhielt dafür den Annenorden dritter Klasse.

Als ich nach Einnahme der Stadt während der Abenddämmerung die Ställe noch einmal revidirt hatte und auf einem einsamen, zwischen Gärten hinführenden Fußpfade nach meinem Quartier zurückkehrte, hörte ich plötzlich ein angstvolles Geschrei. Ich blieb stehen und horchte. Da stürzte, von zwei Kosaken verfolgt, ein schönes junges Mädchen mit fliegenden Haaren aus einem Garten heraus und fiel wie leblos bei mir nieder. Schon hatte der eine Kosak sie am Kleide gefaßt. Im nämlichen Augenblick aber war mein Säbel über den Häuptern der beiden Unmenschen geschwungen. Sie erkannten die Uniform eines ihrer Offiziere und ergriffen die Flucht.

Das Mädchen, sobald es ein wenig zu sich gekommen war, umklammerte meinen Arm und zog mich mit flehender Geberde mit sich fort. Ich folgte, ohne ihre Absicht zu verstehen. Wir kamen durch den Garten in ein von außen sauber und behaglich aussehendes Haus. Aber welche Greuel und Verwüstung im Innern!

Mehr denn fünfzig Kosaken waren eingedrungen, die ihrer Plünderungs- und Zerstörungswuth den vollen Zügel schießen ließen. Die Bewohner flohen schreiend und jammernd von einer Stube in die andere. Nur eine alte Frau, die Großmutter vermuthlich, saß still und ergeben auf einem umgestürzten Kasten und drehte den Rosenkranz zwischen ihren zitternden Fingern.

Das schöne Mädchen, welches mich hierher geführt, aber noch immer die Sprache nicht wiedergefunden hatte, deutete mit angstvoller, hülfefordernder Miene um sich her. Ich begriff, daß ich mich im Hause ihrer Eltern befand, und war schon dabei, mit Säbel und Kantschu wacker auf die elenden Plünderer loszuschlagen. Zum Glück hat das Wort Subordination in der russischen Armee eine sehr wirksame und präzise Bedeutung. Nach wenigen Minuten schon war das Haus von seinen Eindringlingen gesäubert. Die gerettete

Familie umringte mich mit Betheuerungen ihres lebhaftesten Dankgefühls; nur Madeleine — so hörte ich das schöne Mädchen nennen — sah mich stumm, aber darum nicht minder beredt, aus ihren schwarzen, feucht gewordenen Augen an.

„Sie ist im Kloster erzogen und wieder für's Kloster bestimmt“, entschuldigte die Mutter die Schüchternheit ihrer Tochter.

Armes Ding! Nur auf einen Augenblick in die Welt hinaus zu kommen, um so schreckliche Eindrücke zu empfangen.

Es war längst mein Wunsch gewesen, meiner Dienstleistung als Adjutant entbunden zu werden und in mein Regiment zurückzukehren. Am 9. März wurde mir auf meinen Antrag diese Erlaubniß zu Theil. Ich meldete mich bei dem Regimentschef Grafen Pahlen, mußte noch einige Tage bei demselben adjutantiren und wurde dann zum Regiment entlassen.

Am 21. März bei Arcis-sur-Aube führte ich zum ersten Male wieder meine Eskadron. Wir hatten hitzige Kavalleriegefechte unter General Pahlen zu bestehen. Am 23. März schwamm ich mit der ganzen Eskadron durch die Aube und nahm einige Pikets Infanterie gefangen; am 20. kamen wir auf dem Schlachtfelde von Lafère Champenoise an, als die Schlacht noch in vollem Gange war. Wir fielen dem weichenden Feinde mit ganzer Kraft in Rücken und Flanke und verfolgten ihn hitzig. Ich nahm mit meiner Eskadron fünf Kanonen, warf zweimal zwei Kürassierkolonnen und machte viele Gefangene. Nach dem Gefechte belobte mich General Pahlen, welcher seinerseits vom Großfürsten Konstantin die gebührende Anerkennung empfangen hatte, öffentlich für die bewiesene Bravour.

Ich wurde zum Wladimirorden vorgeschlagen.

Ein eignes Geschick fügte es, daß wir an jenem Tage an der Seite meines ehemaligen württembergischen Jägerregimentes kämpften. Rittmeister W., dessen persönlich feindseliges Benehmen den Anlaß zu meinem Unglück gegeben

hatte, befehligte die der meinen zunächst stehende Eskadron. Wir nahmen keine Notiz von einander, einen kurzen militärischen Gruß abgerechnet, den wir einmal im Vorübersprengen wechselten. Ich glaube aber, daß er mich erkannt hat.

Wir bivouakirten die Nacht in St. Remy, marschirten andern Tages nach dem Dorfe Villenoxe und stießen dort auf 600 Mann feindliche Infanterie, welche sich in den Weinbergen festgesetzt hatten. Die Schwarzen Meer-Kosaken, als gute Schützen bekannt, saßen ab und tiraillirten mit den Franzosen, während meine Eskadron und andere Don'sche Kosaken möglichst geschlossen in die Weinberge folgten.

Die Franzosen, aus lauter jungen Konskribirten bestehend, waren unseren alten erfahrenen Soldaten nicht gewachsen. Sie wurden größtentheils gefangen oder niedergemacht, und man konnte sich eines Gefühls von Mitleid nicht erwehren für eine Nation, die durch den Ehrgeiz eines unersättlichen Machthabers gezwungen wurde, ihre Ernte so unreif zu schneiden.

Ein blutjunger schmächtiger Mensch von höchstens siebzehn Jahren sollte eben von einem Kosaken niedergemacht werden. Ich sah es und rief noch rechtzeitig Pardon. Auf mein Geheiß mußte sich der junge Franzose an meinen Steigbügel hängen, und, um ihn besser schützen zu können, warf ich ihm einen russischen Mantel über. So brachte ich ihn glücklich aus dem Gefecht und behielt ihn bei mir bis zur Einnahme von Paris.

Seine Dankbarkeit und Anhänglichkeit war grenzenlos. Er hieß Auguste Dupire, war aus Lille in Flandern, guter Leute Kind und von einem so hübschen einnehmenden Gesicht, daß es mich selbst in der Hitze des Gefechts frappirt hatte.

Am 31. März war Paris genommen worden.

Wir lagen in Guigner, nicht viele Meilen von Paris entfernt, und hatten auf die glückliche Kunde hin natürlich nichts Eiligeres zu thun, als uns auf unsere Pferde zu werfen und die moderne Wunderstadt zu besichtigen. Auf dem Vendômeplatz fiel uns die Statue Napoleon's auf, welche mit

weißer Leinwand behangen war. „Man habe ihm das Sterbehemd angezogen“, meinten die Pariser mit ekelhaftem Witz. Dieses Volk hat vor einer gefallenen Größe nicht mehr Respekt als vor einer todten Katze.

Und nun war wieder Friede in der Welt. Das Wort hatte ordentlich einen ungewohnten und glückseligen Klang, denn was man in den letzten acht Jahren etwa darunter hätte verstehen können, war doch nur die zeitweise verzweifelte Niederlage des einen Theils gewesen, während der andere Theil ihm hohnlachend den Fuß auf die Brust setzte. Jetzt aber hatte die gerechte Sache gesiegt, und auch der eifrigste Franzosenfeind konnte sein Schwert beruhigt in die Scheide stecken. Von den erneuten Stürmen des kommenden Jahres ahnte man nichts.

Es ist eigenthümlich, wie unter veränderten Verhältnissen auch unsere Gefühle vor- oder rückwärtsfluthen. Seit fast dritthalb Jahren hatte ich weder aus der Heimath etwas vernommen, noch eine Kunde von mir dorthin gelangen lassen. Ich war todt gewesen für die Meinen, wie ich mir bei jenem trutzigen Abschiede im Jahre 1812 gelobt hatte. Wohl hatten sich meine Gedanken noch zuweilen in schmerzhafter Erinnerung rückwärts gewandt, aber schnell und gewaltsam suchte ich solche Stimmungen stets zu unterdrücken.

Einsam dastehend in einem unbekannten Lande, einer fremden Nation dienend und in einem niedern Grade beginnend, unkundig der Sprache, der Gesetze und selbst der mir obliegenden Pflichten, war mir nichts Anderes übrig geblieben, als einen ausschließlichen Bund mit meinem Säbel zu machen, daß wir Zwei immer die Ersten sein wollten in der Gefahr, um entweder das Glück zu erzwingen, oder in einer stillen kühlen Soldatengruft das Ende aller Leiden zu finden. Ach, es war mir nicht schwer geworden, diesen Bund zu halten. Das Bewußtsein meiner Verlassenheit gab mir eine Geringschätzung des Lebens, die der Tollkühnheit gleich sah. Wenige Tage vergingen, wo ich nicht einem tausendfach drohenden Tode gegenüberstand, aber kaum eines Tages weiß

ich mich zu erinnern, wo ich diesem Tode nicht als einem willkommenen Freunde entgegengesehen hätte.

Erst als die Sonne des Glückes mir wirklich ein wenig zu scheinen begann, als ich bemerkt ward und in gesicherte Verhältnisse emporstieg, als mir meine Vorgesetzten ihre Anerkennung und meine Kameraden ihre Freundschaft zuwandten, fing ich an, wieder etwas frohere Gefühle zu hegen.

Nun aber sollte der eingetretene Friede, welcher die Geschicke der Völker so wohlthätig entschied, auch das eiserne Band zersprengen, das ich selbst um mein Herz gelegt hatte.

Die wilde Blutarbeit war beendet, ein frohes Aufathmen ging durch die Welt; Bürger und Soldaten, Freund und Feind sah man wieder einträchtig beisammen. Unter den Kameraden hörten die ewigen Kriegs- und Schlachtengespräche auf. Die Interessen der Heimath traten wieder in den Vordergrund. Man sprach von der Rückkehr nach Hause, von dem lange entbehrten Familienleben, Keiner war unter Allen, der nicht auf irgend ein zärtliches Wiedersehen gehofft hätte.

Auch bei mir erwachte die Liebe zur Heimath und zu meinen Brüdern in ihrer ganzen natürlichen Stärke. Je länger zurückgehalten, je mächtiger brach sie jetzt hervor. Ich machte den Rückmarsch durch Frankreich, Holland und einen Theil der Rheinlande bei meinem Regiment mit. Dann nahm ich Urlaub und eilte mit Extrapostpferden nach Sachsen.

Nicht zu beschreiben sind die Gefühle, die mich auf dieser Reise erfüllten. Je mehr ich mich der heimathlichen Gegend näherte, je wohlbekannter mir jede Stadt, jedes Dorf, jede Windmühle, jedes Stück Acker- und Wiesenland entgegenlachte, je mächtiger hob sich meine Brust, je lebhafter malte mir meine Phantasie die Freude und Ueberraschung des bevorstehenden Wiedersehens.

Denn dieses Wiedersehen sollte ein anderes werden als die beiden ersten Male. Wohl erinnerte ich mich jenes unfreundlichen Wintertages im Anfang des Jahres 1812, da ich als ein hoffnungsloser armer Teufel mit schwerem Herzen hinausgezogen war in die weite Welt. Jetzt stand die warme lachende

Julisonne am wolkenlosen blauen Himmel, um dem lange Verschollenen und Todtgeglaubten bei seiner Rückkehr in die Heimath zu leuchten. Ich war ein Mann in gesicherter Lage und Stellung, mit Ehren und Auszeichnungen geschmückt, der sich ohne Ueberhebung sagen durfte, daß er alles dieses seiner eigenen ausdauernden Kraft und Entschlossenheit verdanke. Wer möchte es mir verargen, daß neben dem lebhaften Dankgefühl gegen die Vorsehung, welches in solcher Stunde wohl jedes fühlenden Menschen Herz durchdringt, auch ein kleiner persönlicher Stolz einstiger Verkennung gegenüber sich in mir regte?

Ich hatte meine Pferde nach Kemberg bestellt und ritt von dort aus zuerst nach Pratau, dem Gute meines Schwagers. Drei junge Mädchen saßen plaudernd auf der steinernen Vortreppe des Hauses, als ich in den Hof sprengte. Es waren meine inzwischen herangewachsenen Schwestertöchter, Lisette und Mathilde, und meine anmuthige Cousine Charlotte von Brück. Lottchen erkannte mich zuerst.

„Karl, beim wahrhaftigen Gott! Vetter Karl!“ rief sie aufspringend und mich in ihre Arme schließend.

Jubelnd ward ich in's Haus geführt, Vater, Mutter, Kinder, Knechte, Mägde, die alte Muhme aus der Giebelstube und selbst der treue Haushund kamen eiligst herbei. Es war eine Freude, kaum zu beschreiben. Das ganze Herz ging mir dabei auf, und ich mußte bis in die Nacht hinein erzählen. Am andern Morgen eilte ich weiter nach Niemegk, wohin über Nacht durch reitende Boten die ganze Verwandtschaft entboten worden war. Jeder Schatten frühern Grolls oder Mißverständnisses war wie in den Fluthen des Oceans begraben. Meine Brüder kamen mir entgegengeritten, ihre Frauen umgaben mich mit Aufmerksamkeiten aller Art, selbst die sparsame Schwägerin Emilie hatte mir zu Ehren ihre beste Staatshaube aufgesetzt.

Aber Einer fehlte im Kreise, und ich hatte seinen Namen schon mehrmals auf den Lippen gehabt.

„Wo steht jetzt unser Bruder Adolf?“ fragte ich endlich.

Ein momentanes schmerzliches Stillschweigen erfolgte. Dann sagte Friedrich:

„Wir wollen ihn an seiner stillen grünen Grabstätte besuchen. Er ist im vergangenen Jahr in der Schlacht bei Dennewitz an der Spitze einer preußischen Kompagnie verwundet worden und wenige Tage später hier auf unserm väterlichen Gute gestorben. Schade um sein junges fröhliches Leben! Aber manchen Kameraden, der das seine in einem fremden Lande für eine feindliche Sache hergeben mußte, hat es doch härter getroffen.“



8. Schluß.

Und wie der Friede kam und mehr und mehr
Die Bahn sich ebnete, da bannte er
Mit alter ungetheilter Kraft und Weise
Sein heißes Herz in häuslich enge Kreise.

So weit war ich mit der Durchsicht der väterlichen Memoiren gekommen, als ich unwillkürlich innehielt, tief aufathmend, wie jemand, der nach hastigem Lauf ein ruhiges Plätzchen erreicht hat. Und ebenso — dachte ich mir — müßte der Erzähler selbst an dieser Stelle innegehalten und seinen hinter ihm liegenden, viel gewundenen, bald steil ansteigenden, bald jäh abfallenden Lebensweg überschaut haben. Denn er stand am Abschlusse seiner Jugendkämpfe, und wie ungestüm in Freud' und Leid ihm das Herz bis dahin klopfen mochte, das Grab des geliebten Bruders, welches er in der Stunde frohster Erfüllung so unerwartet an seinem Wege fand, wird ihn wohl still und nachdenklich gemacht und sein Empfinden in eine ruhigere Bahn hinübergeleitet haben.

Auch wir werfen unwillkürlich noch einen Blick zurück. Da sehen wir den steilen, grauen Felskegel des Hohenaspergs noch einmal vor uns aufragen. Er ist jetzt ein Staatsgefängniß wie ein anderes, und das Völkchen der modernen Reisenden, welches täglich unter dem schrillen Pfiff der Lokomotive an ihm vorüberfliegt, denkt wohl kaum mehr seiner einstigen Schrecknisse und der vielen schweren Seufzer, welche zwischen den finsteren Kerkermauern hoffnungslos verhallten.

Vorüber, ja vorüber! Zeit und Menschen eilen endlich an Allem vorüber. Vielleicht blickt hie und da noch einer

jener Reisenden auf und denkt: „Da oben hat ja auch der arme Schubart gesessen.“ Und ein anderer — wenn der Mond grade recht hell auf die alte Festung scheint — besinnt sich auf ein Paar abgerissene Strophen aus dem herzbewegenden nächtlichen Klageliede des unglücklichen Dichters:

— — — — Verweile,
Verweile, lieber Mond,
Wo ein Genoß der Eule
In Felsentrümmern wohnt.

An meiner Handbreit Himmel
Steh still und säus'le Ruh
Nach so viel Angstgetümmel
Dem müden Herzen zu! —

Aber wie wenige meiner Leser mögen diese Verse in ihrem traurigen Zusammenhange überhaupt noch kennen. Vorüber! Auch in unserer Erzählung liegen die Schatten des Hohenaspergs, die ein so großes Maß von Seelenpein für unseren jugendlichen Helden bargen, schon eine gute Strecke rückwärts. Neue Scenen und Bilder sind aufgetaucht und wieder dahinten geblieben. Wir sehen François heimgekehrt von stürmischer Wanderschaft. Zum ersten Male seit langen Jahren rastet er wieder mit frohem sorglosen Herzen an dem Heerd seiner Väter. Er sieht das Korn auf den heimathlichen Fluren reifen; er sitzt im Garten des Herrenhauses zu Niemegk und erzählt von seinen kriegerischen Fahrten; er scherzt und plaudert, nun schon als eine Art angehender Respektsperson, mit einer Schaar munterer, junger Cousinen, am liebsten und ausschließlichsten jedoch mit der klugen, lieblichen Lotte Brück, die ihm ihr ganzes Leben hindurch, auch als sie längst schon die glückliche Gattin eines namhaften Geistlichen und Mutter von fast einem Dutzend blühender Kinder war, eine anmuthige Freundin geblieben ist.

Es war natürlich, daß unter solchen Verhältnissen der Wunsch, im deutschen Vaterlande zu bleiben, bei François sich regte.

Mit wie dankbaren Empfindungen er auch seiner Auf-

nahme und seines Fortkommens in der russischen Armee gedachte, in Friedenszeiten konnte er sich kein rechtes Glück in einem fremden Lande vorstellen.

So nahm er denn einen herzlichen Abschied von den Offizieren seines Regimentes, als dasselbe auf seinem Rückmarsch nach Rußland die Lausitz passirte, und kam, nachdem ihm an entscheidender Stelle die Zusicherung gegeben war, daß man ihn in preußischen Diensten wiederanstellen werde, um seine Entlassung ein. Sie ward ihm auf ehrenvolle Weise bewilligt. Am 11. Mai 1815 erhielt er hierauf seine Ernennung zum preußischen Major und Adjutanten des Generals Grafen Henckel, Kommandeurs der vierten Infanterie-Brigade, ersten Armee-Korps. Er hatte dieselbe schon mit fieberhafter Ungeduld erwartet, da rings umher, durch Napoleons Rückkehr von Elba veranlaßt, die Vorbereitungen zu einem neuen Kriege getroffen wurden. In seiner nunmehrigen Stellung machte er die zweite Kampagne in Frankreich bis zum zweiten Pariser Frieden mit. Dieser Feldzug scheint für ihn reich an anregenden Erlebnissen und Begegnungen gewesen zu sein, doch sind dieselben für unsere Geschichte von keinem wesentlichen Interesse. Bei Ligny hat er zum letzten Male im Feuer gestanden, bei Belle-Alliance kam seine Brigade an, als die Schlacht schon gewonnen war.

Eine lange Reihe von glücklichen Friedensjahren folgte. François' eigentliches Herzens- und Gemüthsleben sollte erst jetzt zur vollen Entwickelung kommen. In Magdeburg, wo er zunächst in Garnison stand, verlobte er sich mit Betty, der einzigen Tochter des Bankdirektors von Vangerow. Sie war ein blondes, blauäugiges, in stiller Häuslichkeit erzogenes Patrizierkind, kaum der Schule entwachsen und von einem so fromm lieblichen Antlitz, daß wir ihr uns aus der Brautzeit erhaltenes Miniaturportrait für ein Engelsbildchen nehmen könnten, ohne das kurztaillige Galakleid und die nach damaliger Mode hoch aufgethürmte, perlendurchflochtene Frisur.

Wie grade sie dazu kam, ihr Herz an den wettergebräunten Krieger mit den kecken Zügen und den abenteuer-

lichen Schicksalen zu verschenken, wie es diesem so schnell gelungen war, sich das Vertrauen ihrer Eltern zu erwerben und in dem strengen Patrizierhause Wurzel zu fassen, wo Alles nach alter, fester Sitte und Regel ging und man sich den künftigen Schwiegersohn ohne Zweifel ganz anders gedacht hatte — das gehört zu den scheinbaren, aber doch nicht unerklärlichen Widersprüchen des menschlichen Lebens. Am 14. September 1817 wurde die Hochzeit des jungen Paares gefeiert, und weder Eltern noch Braut sollten jemals Ursache haben, ihre Wahl zu bereuen. Der wettergebräunte Krieger ist ein so treuer und liebevoller Familienvater geworden, als es je einen gegeben. Es lag nichts Laues und Halbes in seinem Charakter. Was er einmal ergriff, das ergriff er mit ganzem Gemüthe, und die meisten Konflikte seines früheren Lebens sind aus einem Uebermaß, niemals aber aus einem Mangel an Empfinden hervorgegangen.

In seiner militärischen Laufbahn stieg François rasch empor. Mancherlei Orden und Auszeichnungen wurden ihm auch von seinem preußischen Kriegsherrn zu Theil. Er kommandirte das 37. Infanterie-Regiment zu Luxemburg (1831 bis 1837), später als Generalmajor die 16. Infanterie-Brigade zu Trier. 1845 ward er zum Kommandanten von Minden, 1846 zum Generallieutenant daselbst ernannt; 1847 erhielt er den Stern zum Rothen Adlerorden.

In allen seinen dienstlichen Verhältnissen besaß er in hohem Grade die Liebe und Achtung seiner Kameraden. Eine große Humanität und Herzensgüte zeichneten ihn aus, trotz seines noch immer zuweilen heftig aufbrausenden Temperamentes. Er sorgte für den gemeinen Soldaten und vertrat den jüngeren Offizier, wo er dessen Sache für gerecht hielt, unbekümmert um die Gunst oder Ungunst seiner eignen Vorgesetzten. Sein Charakter, obwohl wenig zur Intimität geneigt, war doch jedem Hochmuth fremd. Er hatte immer den Menschen, nie den Stand vor Augen. Deshalb war er auch, wo er hinkam, bei den Bürgern äußerst beliebt, und die geselligen Spaltungen und Mißhelligkeiten zwischen Civil und

Militär, von denen dazumal viel die Rede war, konnten in seinem Bereiche nicht aufkommen. In Minden, wo er sieben Jahre Kommandant gewesen war, herrschte aufrichtiges Bedauern bei seinem Abgange. Garnison und Behörden wetteiferten, ihm ihre Liebe und Anerkennung zu beweisen; die Bürgerschaft brachte ihm einen glänzenden Fackelzug, an welchem sich fast das ganze Städtchen mit lautem Hochruf betheiligte.

Aber die im Leben unvermeidlichen Schicksalsschläge waren auch ihm nicht erspart geblieben. Schon in Trier (1843) hatte er eine liebenswürdige und begabte Tochter verloren, der sein Herz lange nachblutete; im Juli 1847 starb ihm seine heiß geliebte Gattin. Sie war, eine noch immer schöne und blühende Frau, zur Kur und Pflege einer leidenden Tochter nach Ems gegangen und dort, wo so Viele von langem Siechthum genesen, nach kurzer Krankheit in der Kraft und Fülle ihres Lebens dahingerafft worden.

François' Schmerz über diesen Verlust war ebenso leidenschaftlich als nachhaltig. Er hat ihn niemals ganz überwunden. Die Liebe zu seinen Kindern, der Dienst, welcher seine äußere Thätigkeit forderte, seine gesellschaftliche Stellung, die ihn ein Haus zu machen nöthigte, gaben ihm zuerst seine Fassung und mit der Zeit das Ansehen eines theilnehmenden, oft sogar heiteren Mannes wieder. Aber der düstre, melancholische Hang, welcher neben aller natürlichen Lebhaftigkeit von Jugend auf in ihm gelegen hatte, trat jetzt stärker und anhaltender hervor; seine Gedanken zogen der Verstorbenen nach, und man konnte ihn stundenlang, einsam grübelnd, in den schönen, schattenreichen Gängen des alten Mindener Kommandantur-Gartens, welcher zu einem ehemaligen Kloster gehört hatte, auf und nieder wandeln sehen.

Dazu kam, daß vom Jahre 1848 ab auch die politischen Verhältnisse anfingen, ihm die Welt zu verleiden. Das Alter hat selten mehr ein warmes und ungeschmälertes Interesse für werdende Zustände. Es sieht in ihnen nur die Zerbröckelung alter, ihm lieb gewesener Verhältnisse, und was wir Jüngeren

einen Uebergang nennen, das scheint ihm bereits das Ende der Dinge zu sein. Denn sein nächster Uebergang führt in eine andere Welt.

So hielt auch François seine Zeit und seine Welt für abgeschlossen. Er zog sich in's Privatleben zurück und wohnte erst einige Jahre in Halberstadt, wo er zu seinem harmlosen Ergötzen noch manche Reminiscenzen an den kecken Schill-streich aus seiner Jugendzeit wiederfand. Später übersiedelte er nach Potsdam, um in der Nähe seiner dort verheiratheten jüngsten Tochter zu leben.

Es war nun schon um Vieles lichter geworden in seinen nächsten Lebensbeziehungen. Seine Kinder hatten alle das väterliche Nest verlassen, die einzige hinterbliebene Tochter seines Lieblingsbruders Friedrich*) hielt ihm freundlich und liebevoll Haus. Nach außen hin hatte er wenig Verkehr. Von den treibenden arbeitenden Elementen der Gesellschaft fühlte er sich durch den eigenen Ruhestand gewissermaßen ausgeschieden, und für die kleinen Interessen eines banalen Gesellschaftslebens hatte er wenig Sinn. Lieber als zu einem unbefriedigenden Umgange nahm er daher seine Zuflucht zu religiöser und philosophischer Lektüre, die ihn von jeher angezogen hatte. Tiedge's Urania, Zschocke's Stunden der Andacht, Bode's gestirnter Himmel und Herder's Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, welche seit lange seine Lieblingsbücher gewesen waren, wurden jetzt mit erhöhtem Eifer hervorgesucht und studirt.

In mancher schönen sternhellen Sommernacht saßen wir mit dem in solchen Stunden heiter belebten Greise auf dem von einer prächtigen rothen Kastanie überschatteten Balkon seines Hauses und redeten, an jene wenn auch etwas altmodischen Schriften anknüpfend, von Gottes großartiger Schöpfung, der Unsterblichkeit unserer Seele und der Gestaltung unserer künftigen Existenz.

*) Louise von François, die bekannte Romanschriftstellerin, die sich insbesondere durch „Die letzte Reckenburgerin" einen Platz in der deutschen Literaturgeschichte erworben hat.

In der letzten Zeit seines Lebens aber trug es der Thomas a Kempis mit seinem einfachen, unerschütterlichen Glauben über alle andere Schrift und Betrachtung bei ihm davon.

Die schöne Sommerzeit pflegte indessen auch noch manche andere nicht minder wohlthuende Abwechslung und Anregung in François' einförmige Tage zu bringen. Sein unter dem Mühlenberge bei Sanssouci freundlich gelegenes Haus war schon seit lange der Sammel- und Mittelpunkt für die ganze zahlreiche Verwandtschaft und oft bis unter das Dach hinauf mit Gästen gefüllt. Enkel, Kinder, Schwiegerkinder, Neffen, Nichten und Cousinen, alte Freunde und Kriegskameraden waren sicher, eine freundliche Aufnahme hier zu finden. Die Gastlichkeit, die er erweisen konnte, war des Greises letzte Lebensfreude und wurde noch erhöht durch ein bescheidenes Selbstgefühl, wenn er seine jetzige Anderen Schutz und Obdach gewährende Lage mit der Schutz- und Heimathlosigkeit seiner Jugendjahre verglich. Darum aber erstreckte sich diese Gastlichkeit nicht blos auf die heiteren und liebenswürdigen Gäste, die Jedermann gern sieht. Fast noch mit mehr Befriedigung nahm er die Hülf- und Freudelosen auf. Eine arme alte ungeschickte Verwandte, die überall zur Last war, verlebte in seinem Hause ihre einzigen glücklichen Zeiten; eine bejahrte Kindermuhme, welche durch einen Zufall zum Krüppel geworden war, nahm er auf allen seinen Umzügen mit und war stets darauf bedacht, ihr ein hübsches, sonniges Stübchen zu geben.

Am 9. Februar 1855 wurde François von seiner irdischen Laufbahn abberufen. Seine kräftige Natur hatte einen harten Todeskampf zu bestehn. Aber keinen Augenblick verleugnete er die zarte Rücksicht für seine Umgebung, die treue fürsorgende Güte seines Herzens. Allen denjenigen, die er im Leben unterstützt hatte, suchte er auch noch über das Grab hinaus seine helfende Hand zu reichen. Und wie sich bei seinem Tode seine sämmtlichen Angelegenheiten in mustergültiger Ordnung vorfanden, so hatte er auch für sein Begräb-

niß eingehende Bestimmungen getroffen. Es sollte in prunklosester Weise, nur unter Zuziehung der nächsten Freunde stattfinden. Kein äußerliches Zurückkommen auf abgethane Verhältnisse. Auch nicht in seinen militärischen Kleidern, sondern in einem alten bequemen Hausrock wollte er begraben sein, eine Haarflechte seiner vorangegangenen Gattin in der Hand. Sein Sarg aber, dies war besonders betont, sollte aus dem leichtesten Tannenholze bestehn, damit der Körper der Erde, der er gehörte, so bald als möglich zurückgegeben werde.

So war eine bewegte und ereignißreiche Existenz still und anspruchslos erloschen wie eine niedergebrannte Kerze. François hatte die Zahl seiner Jahre fast auf siebzig gebracht, das Leben hätte ihm fürder nur nehmen, nichts mehr geben können, wir aber dankten Gott für einen Tod, der ihm die Gebrechen des eigentlichen Alters ersparte.

Eines freilich hätten wir ihm noch gegönnt: einen ahnungsvollen Vorausblick auf die politische Entwickelung der kommenden Jahre. Er hätte dann nicht mehr sagen können, daß er seine Zeit überlebt habe. Die Saat und Ernte aus seiner Jugendzeit, von dem kleinen, so hochherzig unternommenen und so tragisch gescheiterten Schillzuge an bis zu den großen siegreichen Völkerschlachten bei Leipzig und Waterloo, ist ja erst bei Sedan und Paris zu ihrem letzten, reichsten Schnitt gekommen.

Freilich liegt mancher brave Schnitter unter den Garben begraben. So auch François' noch einziger Sohn, der bei Erstürmung der Spichernhöhen einen kühnen und opferwilligen Soldatentod auf dem Schlachtfelde starb. Er war der erste gefallene General von deutscher Seite, dessen Namen die Kriegs- und Siegesdepeschen der Jahre 1870—71 in die Heimath berichteten.

Wer aber jene Zeit erlebt hat, der wird auch den Eindruck namentlich jener ersten Nachrichten nimmer vergessen. Ernste erwartungsvolle Stille zuvor, dann ein kurzer fragender Aufblick bei dem französischen Theatercoup von Saarbrücken,

lauter anhaltender Jubel, als an einem Sonntagmorgen die Siegesparole von Spichern und Wörth wie Orgelklang das gesammte deutsche Vaterland durchbrauste.

François der Jüngere hat diesen Jubel nicht mehr vernommen; er lag starr und steif in einer leeren Kirche zu Saarbrücken, wo man ihn im Drange des Augenblicks mit einigen Schicksalsgefährten gebettet. Aber auch er hatte die Freude des Sieges gekannt und wußte, mit welchen Gefühlen froher Genugthuung er das Herz des Soldaten erfüllt. Hatte er sich doch schon im böhmischen Feldzug 1866, wo er das 58. Regiment in der Avantgarde des Generals Steinmetz mit kaltblütiger Unerschrockenheit führte, bei Nachod und Skalitz seine kriegerischen Sporen verdient. In freudiger Erregung war er beim Ausbruch des deutsch-französischen Krieges dem Ruf seines Königs gefolgt, der ihn als Kommandeur der 26. Infanterie-Brigade in die vordersten Reihen der Kämpfenden stellte. Am Tage von Spichern hatte er die Avantgarde unserer Truppen zu führen. Er erhielt den Befehl, mit derselben durch Saarbrücken zu gehn und jenseit Stellung zu nehmen. Hier war es, wo jene stundenlangen heftigen Waldgefechte begannen gegen eine mit feindlicher Uebermacht besetzte, hartnäckig vertheidigte Höhe. Der zähe preußische Soldatengeist, welcher unter mißlichen Umständen nur zu wachsen scheint, hatte wieder einmal Gelegenheit, sich zu bewähren. Mit dem Beispiel heldenmüthiger Selbstopferung gingen unsere Offiziere voran, unsere braven Mannschaften wollten keine Lücke zwischen sich und ihren Führern lassen.

François war vom Morgen ab an seinem Platze thätig gewesen. Im Granatfeuer haltend, hatte er die Stellung der Franzosen rekognoscirt und mit ruhiger Umsicht seine Befehle ertheilt. Jetzt ging er selbst mit dem Füsilierbataillon vom Regiment 74 zum Angriff gegen den Spicherer Berg vor. Er stieß auf heftigen Widerstand. Aber die Stellung mußte genommen werden, und er sah, daß nur die äußerste Entschlossenheit dies möglich machen würde. Nachdem noch eine Verstärkung vom Regiment 39 eingetroffen war, befahl er

den Sturm gegen den Höhenrand und setzte sich zu Fuß, mit hochgeschwungenem Säbel an die Spitze der stürmenden Kolonne. Schon nach wenigen Schritten brach er zusammen, von fünf feindlichen Kugeln getroffen. Sein Adjutant eilte ihm zu Hülfe und ließ ihm an der gefährlichsten Wunde einen Verband anlegen. Aber eine Täuschung über die Erfolglosigkeit irdischer Hülfsmittel war nicht möglich. Gelassen seinem schnell nahenden Tode entgegensehend, übergab François dem Adjutanten seinen Orden „Pour le mérite", den er im böhmischen Feldzuge erhalten hatte, und was er an Andenken und Werthsachen bei sich trug, mit einem letzten Gruß für seine Familie. Ein Hornist reichte ihm einen kühlenden Trunk. Er warf demselben einen dankbaren Blick zu und drückte leise die Hand des Adjutanten. Seine letzten Worte lauteten:

„Es ist doch ein schöner Tod auf dem Schlachtfelde — ich sterbe gern, da ich sehe, daß das Gefecht vorwärts geht." — Nachmittags, ein Viertel nach vier Uhr war er verwundet worden, gegen fünf Uhr war er verschieden.

Sein Grab liegt unweit Saarbrücken in dem lieblichen Wiesengrunde, den der Volksmund in dankbarer Erinnerung an die hier ruhenden gefallenen Krieger „Ehrenthal" getauft hat. Ein einfacher Marmordenkstein, der sich über dem Hügel erhebt, trägt den schönen Spruch Salomonis Cap. 21, V. 31: „Rosse werden zum Streittage bereitet, aber der Sieg kommt vom Herrn."

Anhang.

An
das Festungs-Commando
zu
Hohen-Asperg.

Se. Königliche Majestät haben dem durch das Kriegsrecht zum Arquebusiren verurtheilten ehemaligen Lieutenant François des Jäger-Regiments zu Pferd König nach ausgestandener Todesangst das Leben aus Gnaden geschenkt, dagegen aber befohlen, daß derselbe vor der Front des Regiments cassirt, zu allen künftigen militair Diensten für untüchtig erklärt und auf 6 Jahr auf die Festung Hohen-Asperg gesetzt werde, nach welcher Zeit er über die Gränzen des Königreichs gebracht werden wird; welches Se. Königliche Majestät befohlen, bei der Parole zum abschreckenden Beispiel bekannt zu machen, überzeugt, daß diese Strafe mehr noch als die des Todes von allen Subordinations-Vergehen abschrecken werde.

Stuttgardt, den 3. Aug. 1808.

gez. Feldzeug-Meister Camrer.

Euer Königl. Majestät

habe ich alsogleich die allerunterthänigste Meldung zu machen, daß der in der kleinen Caserne, als dem bestimmten Arrestanten-Bau neben dem Arrestant Wolf in einem wohlverwahrten Zimmer im Arrest gesessene, als Offizier infam cassirte François, der erst gestern Abend noch, sowie das von ihm bewohnte Zimmer behörig visitirt und bey dieser Visitation nicht das mindeste verdächtige gefunden worden, mittelst Aufbrechung des Bodens und seiner Herablassung in den darunter befindlichen beschlossenen Pferde-Stall, aus welchem er hernach durch ein hölzernes sehr enges Gitter, woraus kaum eine gesetzte Persohn herauskommen kann, wo er aber durchgekommen seyn muß, herausgeschlupft, aus seinem Gefängniß ausgebrochen seyn.

Auf die mir von seiner Entweichung gemachte Meldung habe ich sogleich auf dem Wall herum und in dem Wallgraben selbst nachgesucht, ob er nicht etwa dorten noch verborgen seyn möchte und ob nicht Spuhren vorzufinden seyn, wo er weiter hinausgekommen seyn könnte, meine Nachforschungen sind aber fruchtlos gewesen.

Um nun wegen seiner Wiederhabhaftwerdung keinen Augenblick zu versäumen, habe ich sogleich zwey reutende auf der Route nach Heilbronn und Vaihingen (denn anders kann er wohl keine eingeschlagen haben) ausgeschickt, die sein Signalement allenthalben bekannt zu machen und in jedem Ort einen Streif zu veranstalten haben. Der Entwichene ist um so kenntlicher — da er ohne Huth und Kappe in einem blauen Ueberrock, gelbledernen Hosen und Stiefeln entwichen ist.

Von dem Erfolg dieser Nachsezung werde Euer Königl. Majestät ich in dem Augenblick der Zurückkunft der nachgeschickten Staffeten allerunterthänigsten Bericht zu erstatten, nicht ermangeln.

In tiefster allerunterthänigster Ehrfurcht ersterbend

Euer Königl. Maj. General-Major Regiments-Innhaber,
intr. Vest. Kommandant, Ritter des Milit. Verdienst-Ordens,
N. N.

Hohen-Asperg, d. 25ten October 1808.

Species facti.

Der den 4ten Aug. d. J. anhero gekommene Arrestant François wurde bei seiner Ankunft hier in das nächst dem Arrestant Wolf gelegene, mit einem mit Eisen-Steck vergitterten Fenster, wohlverwahrten Thüre mit 2 starken Riegeln und Vorhangschloß versehene Zimmer, welches der Aufsicht des vor dem Wolfschen Zimmer stehenden Postens gleichfalls nachdrücklichst übergeben war, eingesperrt. Arrestant François wurde allergnädigst anbefohlenermaßen mit 10 Xr. täglich verköstiget, sonsten aber nemlich so behandelt, wie der Arrestant Wolf, ihm vom 1ten Sbr. an täglich ein halbes Stück Licht gegeben, sein Zimmer für ordinär täglich dreimal, nemlich beim Frühstück, Mittag und Nachtessen, und daneben noch öfters unter Tags zu ungewohnten Stunden visitirt und wöchentlich zweimal ausgekehrt, auch bei diesem Auskehren jedesmal nach dem Bette gesehn, die Bettlade gerückt, mithin alle mögliche Vorsicht gebraucht.

Abends, den 24ten Sbr. brachte der Sträflings-Inspektor Gaupp dem Arrestant François noch das Licht, sahe nach, ob das Bett gemacht sei, fand es gemacht und Leuchter und Lichtscheere unversehrt auf dem Tisch stehn, François aber mit nichts beschäftigt.

Den 25. Sbr. Morgens 8 Uhr kam der Sträflings-Aufseher Gaupp in den Arrestanten-Bau, um dorten zu visitiren, er fand, als er vor das Zimmer des Arrestant François kam, Thüre, Schloß und Vorhangschloß ganz unversehrt, aber den Arrestant François nimmer, hingegen zwei angesägte Bretter

des Stubenbodens aufgehoben, welches mit dem zerbrochen gefundenen Leuchter, Lichtscheere und einem aus seinem Stuhl gebrochenen Stuhlfuß bewerkstelligt sein muß, die zerrissenen und wieder zusammengeknüpften Leintücher an die Bettlade angebunden, woran sich François durch das mit Aufhebung der Bodenbretter und Durchstoßung des Geschliers gemachte Loch in den unter seinem Zimmer befindlichen Stall heruntergelassen haben muß.

Der Sträflings-Inspektor Kaupp machte in dem Augenblick dieser Entdeckung dem Obristen und Vice-Commandanten von Röder und dieser dann mir als Interims-Vestungs-Commandanten davon die Meldung.

Ich ging alsogleich mit diesem selbst auf den Platz, um den gehörigen Augenschein zu nehmen, fand den Stall vollkommen geschlossen und verriegelt, ließ ihn öffnen, und sah bei dem Eintritt in denselben gleich das Loch aus dem Françoisschen Zimmer in den Stall herunter, und die zerrissenen und wieder zusammengeknüpften Leintücher, an denen er sich heruntergelassen, hangen, die Mauer des Stalls auf den Hof hinaus war ganz unbeschädigt, es war also keine andre Vermuthung zu haben, als daß François durch eines der in diesem Stall befindlichen hölzernen starken Gitter, die in den Hof herausgehn, woraus aber eine gesetzte Persohn gar nicht, sondern nur eine kleine Persohn wie François war, nur mit äußerster Zusammenkrümmung kaum herauskommen kann, herausgeschlüpft sein müsse. In dem Zimmer wurde gleichfalls von mir selbst nachgesehen und alles so gefunden, wie es von Gaupp angegeben und oben schon bemerkt worden. Die Mütze des François lag auf dem Tisch, er muß mithin mit bloßem Kopf, in ein aus seiner ehemaligen Uniform gemachten Gillet, einen blauen Ueberrock, ein paar gelblederne Beinkleider und ein paar von seinen Stiefeln abgeschnittene Vorschuhe, wovon die Rohre noch im Zimmer gelegen, gekleidet, entwichen seyn. Da nun seine Entweichung nicht mehr zu bezweifeln war, so machte ich mit dem Obrist von Röder sogleich auf dem inneren und äußeren Wall und in dem

Wallgraben die sorgfältigste Nachsuchung, ob er nicht etwa in dem Wallgraben liegen oder sonsten versteckt seyn möchte, ich fand aber zu meinem äußersten Erstaunen nicht die geringste Spur, wo er sich etwa herabgelassen haben möchte.

Ich begab mich sodann zu dem Arrestant Wolf, um ihn zu befragen, ob er nichts von der Entweichung des Arrestant François gehört hätte, er versicherte aber, daß er ungeachtet er Unpäßlichkeit halber die ganze Nacht nicht habe schlafen können, nicht das Geringste gehört habe und so behaupten auch die von mir auf das Strengste examinirten drei Mann, die den Posten bei dem Arrestant Wolf und ihn außerhalb beider Zimmer selbige Nacht gehabt haben, daß sie nicht das geringste gehört hätten.

Um nun auf meiner Seite an Nachforschungen nichts ermangeln zu lassen, nahm ich auch den Unteroffizier der Vestungswache selbst vor, ob François nicht etwa Nachts zum Thor hinausgeschlupft sein möchte, fand aber bei genauerer Untersuchung und Nachfrage, daß François erst nach 8 Uhr sein Licht ausgelöscht und diejenigen Persohnen, welche selbige Nacht aus dem Vestungsthor gelassen sein wollten, schon vor halb neun hinausgelassen und wenn François auch schon auf dem Wege gewesen sein sollte, sein Hinauskommen zum Thor nur deßwegen ganz unmöglich gewesen sei, da der Unteroffizier der Wache mit Zuziehung eines Mannes von derselben und mit einer Laterne nicht nur die auspaßirten und abgeladenen Weinwagen, sondern auch die auspaßirten Menschen, Mann vor Mann mit der Laterne besichtigt, sie um ihren Namen gefragt, und dann erst unter das Thor gegangen, den Mann von der Wache mitgenommen, das Thor eröffnet, die Leute und Wägen vorher noch einmal besehen, auf einer Seite des Thors mit der Laterne stehen geblieben, und auf der andren Seite den Mann hinpostirt, und das Thor sogleich wieder sorgfältig geschlossen, mithin ganz nach der Vorschrift alle mögliche Vorsicht gebraucht habe, daher keine andere Vermuthung stattfinden könne, als daß der Arrestant François auf dem nemlichen Platz und Dach, wo

der Arrestant Wolf einmal desertiren wollen, und wo von einem unternehmenden jungen Mann, wie François ist, leicht in den Wallgraben zu kommen ist, welchen Platz er sich vermuthlich bei seinem Hereinfahren gemerkt haben muß, heruntergesprungen und mittelst Ersteigung des Thors aus dem äußeren Graben, welches sehr leicht ist, auf das freie Feld gekommen sein müßte.

Diesen wahren Hergang der Sache beurkundet.

Hohen-Asperg, d. 30. 8br. 1808.

General-Major Interims-Vestungs-Commandant
Ritter des Militär-Verdienst-Ordens
N. N.



Gedruckt in der Buchdruckerei von Carl Salewski in Berlin N.


3 6105 041 661 401

